

1.

Die

Großmutter.

Von

Gustav Nieritz.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

Die Grossmutter.

Von

Gustav Nieritz.

Besonders abgedruckt

aus der

Jugend-Bibliothek von Gustav Nieritz.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

Die Grofsmutter.

Von

Gustav Nieritz.

Erstes Kapitel.

Die Tanne.

In einem Walde, der nicht weit von dem Bergflecken Seifen im sächsischen Erzgebirge grünte, stand unter jüngerem Laube und Nadelholze eine hohe, stolze Tanne, die ihre herniederhängenden Aeste gleich einer Fächerpalme weit um sich her ausbreitete. Der Baum war ein Prachtstück, welches vier Männer kaum mit ihren ausgespannten Aermen umklaftern konnten. Schnurgerade, wie ein wild aufgeschossenes Kind der freien Natur, stieg die Tanne in die blaue, klare Luft empor und zeigte mit ihrem Wipfel gleichsam preisend gen Himmel, wo der Schöpfer jeglicher Creatur in aller Majestät thront. Mehr denn dreihundert tausend mal hatte sie die Sonne über sich auf- und untergehen sehen und die Gewalt der sengenden Blitze, wie der furchtbaren Orkane, war bisher spurlos an ihr vorübergeeilt. Tausende von Thieren, vom starken Raubvogel an bis zur fleißigen Ameise und winzigen Milbe herab, hatten auf und unter dem Riesenbaume ihr Obdach gefunden, und obwohl er äußer-

lich still und ruhig dastand, glich er doch einer reichbewohnten Stadt voll betriebsamer Einwohner. Aber, was selbst des Herrn Blitze verschonen, das wagt des Menschen Hand in den Staub herabzuziehen. An einem wonnigen Maitage knieeten zwei Männer am Fuße der Tanne und senkten die scharfen Zähne einer Bügelsäge in das saftige Tannenholz, welches wie vor Schmerz schwer aufstöhnte und erseufzte. Zwei andere Männer, welche sich durch eine bessere Kleidung von den Holzfällern auszeichneten, standen beschauend daneben. Einer von ihnen war lang, hager und ältlich, der Andere dagegen von mittler Größe, wohlbeleibt und in den hoch dreißiger Jahren. Außerhalb des Bereichs der Tanne befand sich eine große Menge barfüßiger und barhäuptiger Jugend beiderlei Geschlechts, welche nur mit Mühe durch den drohenden Stock eines Wächters von dem Näherdringen zurückgehalten werden konnte. War es doch nicht anders, als wenn eine Hinrichtung stattfinden sollte, und könnte man nicht in der That das Fällen eines stolzen Baumes auch eine solche nennen? Die Männer sägten gleichmüthig und gelassen, wie der Wundarzt die Knochenröhre eines zermalmten Menschenarmes oder Beines zersägt. Sie sägten lange und unverdrossen, zu Zeiten ihren Aermen eine kurze Ruhe vergönnend. Während dieser Zeit der Ruhe prüfte der jüngere Mann, wie weit die Säge bereits in der Tanne Fleisch eingedrungen sei und ob die Richtung beobachtet worden, in welcher der Baum niederfallen solle. Der Aeltere dagegen hielt

seine Augen in die Höhe gerichtet, wo um der Tanne Wipfel ein Raubvogel immer engere Schwingungen zog. Ein paar Eichhörnchen, als ahneten sie gleichfalls die Gefahr, welche ihrer grünen Wohnung drohete, hüpften ängstlich von Zweig zu Zweig und sahen sich nach einem anderen Schutzorte in der Nähe um, ohne jedoch den kühnen Sprung schon zu wagen.

„Treten Sie ein wenig zurück, Herr Thorschreiber!" sagte jetzt der junge Mann zu seinem Nachbar — „und auf diese Seite. Man kann nicht allemal so ganz genau berechnen, wohin der Fall geschieht, und kommen muß die Tanne nun bald. Habt Acht, ihr Leute, und frevelt nicht mit der Gefahr. Immer besser nach der Lichtung hin, damit der Schade weniger groß in dem jungen Holze werde."

„Es hat nicht Noth, Herr Dittrich —" versetzte der eine Sägemann — „die Tanne hat ja noch nicht einmal geknackt und bevor dies ge —"

Hier knackte der Baum so laut, daß der Thorschreiber erschrocken einen weiten Seitensprung machte. Herr Dittrich prüfte mit spähenden Blicken, ob die Tanne sich bereits nach der Seite hinneige, wo die Säge ein keilförmiges Stück Holz dem mächtigen Stamme zu rauben bemüht war.

„Sie giebt sich noch nicht —" sprach der Holzfäller — „noch ein Dutzend Stöße mag sie wohl vertragen —".

Und ruhig arbeitete das Werkzeug fort.

„Zurück!“ rief jetzt Herr Dittrich — „sie kommt! laßt die Säge los! Schnell zurück!“

Die Holzfäller thaten, wie ihnen geboten worden und traten seitwärts von der Tanne, deren Fächerzweige erzitterten, deren stolzer Wipfel sich zu neigen begann. Also mag ein Seeschiff zerschellen, wenn es wie eine hohle Nußschaale gegen ein Felsenriff geworfen wird und krachend aus seinen Fugen treibt! Der Tannenstamm prasselte betäubend, als sein letzter Halt dem schwer lastenden Uebergewichte nicht länger widerstehen konnte. Pfeifend durchschnitt der Wipfel die ruhige Luft — wild rauschten die gegen einander schlagenden Aeste — von einem dumpfen Donner erbebte die Erde, als der hölzerne Riese dieselbe schmetternd küßte. Und ergriffen von dem ungeheuern Luftdrucke beugten die nicht vom Falle getroffenen Nachbarbäume demüthig und trauernd ihre Häupter. Was aber ist's, das glänzend und blitzesschnell über die Häupter der vier Männer hinweggleitet und in weiter Entfernung erst niederfällt? Es war die Bügelsäge — der Dolch, welcher der stolzen Tanne das Leben raubte, und den diese, sterbend, aber voll Rachedurst, auf ihre Mörder hinter sich schleuderte.

Wenn ein indischer Beherrscher begraben wird, so pflegt man einen Theil seiner Frauen und Sclaven gleichfalls dem Tode zu weihen, damit er nicht allein in das Jenseits eingehe. Aehnlich machte es die Tanne, deren Fall allen den Pflanzen das Leben nahm, die sie unter ihrem breiten Stamme begrub.

Länger hatte der Wächter die Jugend nicht zu bemeistern vermocht. Da die Tanne noch im Fallen begriffen war, hatte die jugendliche Menge unter einem gellenden Jauchzen und Schreien, das selbst das fernhin schallende Echo des Baumsturzes übertönte, ihren Anlauf gegen den gefallenen Riesen genommen. Die Kinder raseten daher, wie eine Horde beutegieriger Wilder, wie die kriegerischen Erstürmer einer todtsprühenden Batterie. Sie erstiegen den Tannenstamm, wie die Möven Besitz nehmen von dem Leviathan, dem ungeheuern Wallfische, sobald er todt seinen Leib über den Wogen blicken läßt. Der Raubvogel schrie kläglich auf, als sein durchdringender Blick das mühsam erbaute Nest im Tannenwipfel nebst zerbrochenen bunten Eiern unter den Händen der aufjauchzenden Knaben erblickte. Noch stundenlang setzte er seinen Rundflug um die Grabstätte seiner Nachkommenschaft fort. Glücklicher als ihm fiel das Loos dem Eichhörnchenpaare, das mit unzerbrochenen Gliedern zur Erde gelangte und dann mit schnellen Füßen davon sprang, bevor die Kinder ihre Jagd beginnen konnten.

„Ihr habt eure Sache gut gemacht —“ hob Herr Dittrich zu den Holzfällern an — „und sollt außer euerm Lohne noch eine Flasche Wein bekommen. Der Schaden im Unterholze, den die Tanne angerichtet hat, läßt sich übersehen.“

Der Thorschreiber näherte sich der fortgeschnellten Säge, hob dieselbe auf und betrachtete sie aufmerksam. Kopfschüttelnd sprach er dann vor sich hin:

„Wenn mir diese Säge gegeben hätte einen Nasenstüber,
so war es mit meinem armen Leben jetzt vorüber.“

Er trug hierauf das Werkzeug zu seinen Besitzern, den Sägeleuten, zurück, von denen der Eine zu Herrn Dittrich sagte: „Nicht wahr, Herr Dittrich, dreißig Thaler zahlen Sie für diese Tanne und tausend Thaler lösen Sie daraus?“

„Das ist wohl möglich —“ versetzte der Gefragte — „sobald der Baum sich in hunderttausenderlei Kinderspielzeug verwandelt haben wird. Doch ist nur der kleinste Theil von den tausend Thalern dann mein Gewinn. Aber dieser mächtige Baumriese zerstäubt in viele tausend kleine Theile und nach allen Himmelsgegenden hin, selbst bis zu den Wilden Nord- und Südamerika's, die, wie unsere Kinder, ihre Lust an der bunten Waare haben und dafür ihre Schätze hingeben.“

„Eben so —“ bemerkte der Thorschreiber — „wird auch unser Leib zerstäuben und alles Andere, was irdisch ist. Aber ist das Holz nicht zu naß, um verarbeitet zu werden? Hätte die Tanne nicht im Winter gefällt werden sollen?“

„Zu Spielzeug ist es gut genug —“ versetzte Herr Dittrich — „das unter den Kinderhänden gar bald zerbrochen und zerstört wird. Wir machen es hierin wie die Tischler, welche zu den Särgen die nassesten und schlechtesten Breter zu nehmen pflegen.“

„Wie viele, viele Ringe dieser Stamm angesetzt hat —“ fuhr der Thorschreiber fort, indem er prüfend

mit der Hand über den Baumstumpf hinwegstrich, welcher von dem Umfange eines großen, runden Tischblattes war. „Wie viele Jahre, wie viele Säfte und Theile erforderlich waren, um diesen ungeheuern Stamm mit seinen großen Wurzeln, Aesten und Millionen Nadeln zu erzeugen! Das hätte einen schönen Mastbaum für ein Seeschiff abgegeben!“

„Ja —“ sagte der ältere Holzmacher — „und wenn man dazu bedenkt, daß der ganze Baum aus einem winzigen Saamenkörnlein gewachsen ist, das der Wind fortwehen kann wie leichte Spreu.“

Mittlerweile waren zwei Knaben und ein Mädchen herzugetreten, welche jedenfalls Herrn Dittrichs Kinder waren und sich als solche durch bessere Kleidung von der übrigen Jugend auszeichneten. Auf den niedergestreckten Baum deutend, sagte der ältere Knabe lächelnd zum Thorschreiber:

„Herr Liebert! wenn wir mit solchen Gänsefedern schrieben! Dann möcht' ich die Buchstaben und das Schreibebuch dazu sehen!“

„Und doch erscheint dieser Riese, von den Wolken aus gesehen, nur wie ein Stäubchen —“ versetzte Herr Liebert — „und ein ganzer Wald solcher Tannen wie der Schimmel auf einer Brotrinde. Und was in Gottes Auge ein Pünktchen ist, wird vielen seiner Geschöpfe eine weite Welt. Wie viele Thierchen mögen ihr Lebelang nicht über diese Tanne hinausgekommen sein! Wie viele tausend Larven und Insekten unter ihrer Rinde

verborgen gelebt haben wie ein Bergmann in der tiefsten Schacht! Doch, Herr Dittrich! bemerken Sie wohl, wie die fallende Tanne mit der Bügelsäge grade nach meinem Haupte zielte? Wenig fehlte, und ihre scharfen Zähne zerschnitten eben so rasch mein Fleisch wie das Tannenholz!"

„Ja, es war ein eigener Zufall, der gewiß nur höchst selten sich ereignet —" entgegnete Herr Dittrich — „aber uns dennoch die größte Vorsicht anempfiehlt. Es ist gewiß weit leichter und gefahrloser, eine Schreibefeder zu schneiden, als eine solche Tanne zu fällen."

„Wer die erste Säge erfunden haben mag?" sagte der Thorschreiber, indem er die Schärfe derselben mit den Fingern prüfte — „Wie ungleich länger es gedauert haben würde, wenn man mit Aexten diesen Stamm hätte fällen wollen!"

„Und die Drehbank und den Hobel!" — meinte Herr Dittrich — „und die vielen anderen Werkzeuge, ohne welche wir viele Arbeiten gar nicht fertigen könnten."

„Als ich noch Thorschreiber in Dresden war —" sprach Herr Liebert — „und, an meinem Fenster sitzend, manche müßige halbe und ganze Stunde hatte, habe ich mir das Nachgrübeln und das Reimen angewöhnt. Sehen Sie, Herr Dittrich! ich getraute mir, mehr denn ein Buch über diese Tanne zu schreiben. Nehme ich nur an, wie vielerlei Spielsachen unsre Seifener aus deren Holze fertigen und in wie viele Hände dieselben kommen werden! Wenn sie alle ihre Schicksale und diejenigen

ihrer Besitzer erzählen könnten! Hui! mir schwindelt der Kopf, wenn ich daran denke."

„Denken Sie nicht zuviel!" rieth Herr Dittrich — „Sie möchten sich sonst überdenken. He! Jungen! herunter von der Tanne! Friebel und Forkert gehen nun an's Abästen. Machet Raum!"

Während dem zog der zweite Sohn Dittrichs einen Knaben seines Alters herbei, welcher schämig und nur scheinbar sich sträubend näher kam.

„Immer komm!" ermunterte jener — „Mein Vater ist gut! Er thut dir nichts und eine Frage steht Jedem frei. Nicht wahr, lieber Vater?"

„Was hast du, Theodor," fragte Dittrich — „Warum zerrest du den guten Christoph am Arme?"

„Nun, Christoph, rede!" drängte Theodor. „Rücke heraus mit deinem Anliegen."

Christoph stand wie mit Blut übergossen da. Sein blaues, ehrliches Auge erhob sich schüchtern, um eben so schnell wieder zu Boden zu blicken. Seine rothen, frischen Lippen öffneten und schlossen sich einigemal, bis endlich zwischen zwei weißen Perlenreihen die furchtsam gelispelten Worte hervorkamen:

„Ich wollte fragen — Sie bitten, Herr Dittrich, — ob ich die Rinde — von der Tanne da — abschälen und mitnehmen dürfte?" Eine Thräne zitterte an des Knaben Augenwimper, als er jetzt angstvoll den Besitzer der Tanne anblickte und auf eine Antwort wartete.

„Zugestanden!" sagte Dittrich freundlich — „Da

dein Vater die aus diesem Stamme gefertigte Waare in die weite Welt fahren wird, so gönne ich euch deshalb am ersten den kleinen Gewinn."

Das Entzücken, welches über dieses Zugeständniß Christophs Auge und Antlitz verklärte, legte der geweinten Thräne eine solche Silberfolie unter, daß jene gleich einem Diamanten blitzte. Dabei stammelten Christophs Lippen den heißesten Dank für die erlangte Wohlthat. Die Tanne mit langen Blicken messend überrechnete der Knabe bereits in seinen Gedanken, wie viele Körbe er mit der Baumrinde anfüllen — malte er sich die Freude aus, welche seine Mutter über den unverhofften Zuwachs an Brennstoff empfinden würde.

Aus seinen Träumen riß ihn endlich eine wehklagende Stimme, die seinen Namen aussprach. Er blickte auf und sah Julie, Herrn Dittrichs Töchterchen, auf der gefällten Tanne sitzen. Sie hielt das Raubvogelnest mit den zerbrochenen Eiern in ihrer Schürze und sagte trauernd zu Christoph:

„Sieh nur her! Christoph! die Eier sind fast ausgebrütet. Und wenn es auch wirklich junge Eichelgabichte wären, so dauern sie mich doch. Du mußt mir helfen die armen Thierchen begraben, damit sie die wilden Jungen nicht überall herumschleppen können."

Mit großer Bereitwilligkeit unterzog sich der erkenntliche Knabe dem Todtengräbergeschäfte. Während er im Busche eine Grube scharrte und die halb ausgebrüteten Vögel hineinbettete, gingen Juliens Brüder mit

ihrem Vater heim. Der vormalige Thorschreiber folgte ihnen auf dem Fuße, grübelte nach und murmelte endlich unwillig:

„Zerbrich dir doch nicht deinen Kopf —
Absalon hing an seinem Zopf.“

Zweites Kapitel.

Die Großmutter.

Herrn Dittrichs Haus war in ganz Seifen das ansehnlichste und schönste. Seine vielen Räume bis unter das Dach hinauf waren mit hölzernem Spielzeuge von mehr als 3000 Arten angefüllt. Es war darin eine Schöpfung im Kleinen enthalten und dieselbe bestimmt, in die weite Welt hinaus zu wandern. Denn Herr Dittrich handelte mit den mannigfachen Gegenständen, welche die vielen Drechsler in Seifen für die Jugend fertigten. Dieselben betragen alljährlich Millionen, und bewundernswerth ist des Menschen Erfindungsgeist, welcher aus Holz und bunten Leimfarben so vielerlei, oft sehr künstliche Dinge herzustellen weiß.

An dem Hause des vermögenden Kaufmanns befand sich ein Garten, der theils zum Anbaue von Küchengewächsen, theils zum Aufziehen schöner Blumen vorge-

richtet war. Am Ende des Gartens stand ein Lusthäuschen und daneben eine Linde, zu deren dichter Laubkrone eine hölzerne Treppe hinaufführte. Hier befand sich auf dem gedielten Fußboden ein Tisch und eine Bank, welche beide von den umwölbenden Lindenästen und dem Blätterreichthume den Blicken des unten stehenden Beschauers entzogen wurden.

Es war am nächsten Vormittage, nachdem das vorhin beschriebene Fällen der Tanne Statt gefunden hatte, als in Herrn Dittrichs Garten eine bejahrte Frau durch dessen Gänge dahin wandelte. Ihre Kleidung war einfach, jedoch von werthvollem Stoffe und mit großer Sauberkeit gearbeitet. Sie war Herrn Dittrichs Mutter, welcher seine Gattin vor zwei Jahren durch den Tod verloren und noch nicht wieder geheirathet hatte.

Frau Dittrichs Gang war langsam und bemessen, auffällig aber, daß ihre Schritte kleiner und etwas ängstlich wurden, so oft der Weg eine plötzliche Krümmung machte. Sie hielt dabei das Antlitz unverrückt gerade aus und die Hände unter der Brust übereinander gefaltet. So glich sie in ihrem lichten Anzuge, der nicht den kleinsten Knitter zeigte und steif gestärkt zu sein schien, einer wandelnden Bildsäule. Es blühten bereits der Blumen mehrere, welche einer näheren Betrachtung werth gewesen wären, jedoch von Frau Dittrich unbeachtet blieben. Erklärlich wurde dies dem fremden Beobachter, da Frau Dittrich sich wendete und ihr Antlitz ihm zukehrte. Da sah man denn, daß über dem Augenpaare

ein breiter grüner Schirm ausgespannt und das Augenlicht selbst erloschen war. Herrn Dittrichs Vater war ein angesehener Kaufmann in der Hauptstadt und nebenbei Consul einer auswärtigen Macht gewesen, daher Frau Dittrich mit dem Titel Frau Consulin beehrt wurde, eine Ehre, auf welche sie nicht wenig hielt und die sie durch ein bemessenes, würdevolles Benehmen sich zu erhalten strebte. Dasselbe nannten die Leute jedoch Stolz und Hochmuth, von welchen Schwächen die Frau Consulin auch in der That nicht ganz frei zu sprechen war.

Ganz das Gegenstück von der langen, aufrecht und steif dahin wandelnden Consulin war deren sechsjährige Enkelin Lina, die, leichtfüßig und wie ein Schmetterling, im Garten umhergaukelte, den süßen Duft aus allen Blumen sog, mit den bunten Steinchen der Gänge spielte, die Treppe zur Lindenlaube hinauf und herunter hüpfte und sich einen Strauß von Gänseblümchen pflückte.

Eine Viertelstunde und darüber konnte die Blinde ihren Spaziergang schon fortgesetzt haben, als sie plötzlich eilige Schritte nahen hörte. Da hielt sie die ihrigen an, lauschte und sagte dann mit ruhiger, würdevoller Stimme: „Du bist es, mein Sohn Gotthold?"

„Ja, liebe Mutter!" versetzte der Kaufmann mit Hast — „ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen."

„Ich dir auch, mein Sohn!" erwiederte die Blinde — „und billig wirst du mich zuerst sprechen lassen." Herr Dittrich bekämpfte gewaltsam seine Ungeduld, schloß die bereits zum Sprechen geöffneten Lippen und gab

durch sein Schweigen seine Bereitwilligkeit zu erkennen, wie er dem Wunsche seiner Mutter Folge leisten wolle.

„Eben habe ich überlegt —“ hob die Blinde an — „daß du für deine Kinder einen Hofmeister annehmen mußt — einen Theologen, welcher meine Enkel zu bilden versteht, wie sich's für ihren Stand und ihr Vermögen paßt. Die Ortschule verderbt mehr ihre Bildung, denn daß sie dieselbe beförderte. Denn, sage selbst, ob nicht lauter gemeine Kinder, Barfüßer, ja selbst Bettelkinder die hiesige Schule besuchen? Auch der Privatunterricht im Schön- und Rechtschreiben, in der Erdkunde und Geschichte, den du deinen Kindern durch den alten Thorschreiber geben lässest, reicht nicht aus. Was will denn ein vormaliger Fourier von der heutigen Erziehung wissen?“

„Aber, liebste Mutter!“ entgegnete der Kaufmann — „wie sehr würden sich die beiden wackeren Männer, unser Schulmeister und der Thorschreiber, gekränkt fühlen, wenn wir unsre Kinder ihrem Unterrichte entziehen wollten, da sie in demselben doch so sichtliche Fortschritte machen! Dabei will ich noch gar nicht die Kosten in Anschlag bringen, welche uns die Annahme eines Hauslehrers verursachen würde, doch die Einbuße erwähnen, welche der Schulmeister und der Thorschreiber dann erleiden müßten.“

„Hier müssen uns höhere Rücksichten leiten —“ antwortete die Consulin ruhig — „als die Empfindlichkeit zweier Menschen und die Einbuße, welche dieselben erleiden könnten. Es gilt ja dem Wohle deiner Kinder und

meiner Enkel. Jene Männer werden schnell und gern ihre Empfindlichkeit bemeistern, wenn wir ihnen auch ferner den Betrag für ihren Unterricht auszahlen, den sie nicht mehr zu ertheilen haben. Dazu sind wir ja, Gott Lob, wohlhabend genug. Du wirst also des baldigsten an unsern alten Bekannten in der Residenz, den Hofprediger Henoch schreiben und ihn bitten, uns einen tauglichen Candidaten zum Hofmeister zu empfehlen. Damit ist, hoffe ich, diese Angelegenheit abgemacht. Nun sage an, mein Sohn, was du mir mittheilen wolltest."

„Denken Sie nur, meine Mutter —" sprach der Kaufmann — „welches Unglück sich ereignet hat. So eben habe ich von unserm Handelshause Böning in Nürnberg die Nachricht erhalten, daß unser Fuhrknecht, Heinrich Kirbach, drei Meilen von Nürnberg verunglückt ist. Man vermuthet, daß der arme Mensch auf seinem Sitze geschlafen habe, herabgefallen, unter die Pferde und dann unter das Wagenrad gekommen und so zermalmt worden sei. Man hat ihn leblos unter dem Fuhrwerke vorgezogen. Was wird die arme Frau mit ihren vier Kindern nun anfangen?"

„Wir werden uns in's Mittel zu schlagen haben —" versetzte die Blinde gelassen. „Glaube mir, Gotthold, auch an diesem Unglücke ist bloß das Branntweintrinken wiederum schuld, dem sich in der Regel alle Fuhrleute ergeben."

„O nein, meine Mutter!" rief der Kaufmann aus — „Unser Kirbach war der ordentlichste, nüchternste Mann von der Welt."

„Ich weiß es besser!“ erwiederte die Consulin — „Roch der Mensch nicht erschrecklich nach Branntwein, als er vor der Abfahrt nach Nürnberg vor mich hintrat, um mich zu fragen, ob ich vielleicht dort etwas zu bestellen hätte?“

„Ich selbst hatte ihm ein Gläschen Schnaps reichen lassen —“ sagte Herr Dittrich.

„Nun, da hätte sich's geschickt, daß der Mensch nicht schnapsduftend vor mich sich hingestellt hätte —“ meinte die Blinde streng.

„Wer wird das traurige Amt nun übernehmen, und der Wittwe die Trauerbotschaft und den Todtenschein ihres Mannes überbringen?“ sprach Herr Dittrich. „Ich für meine Person fühle mich nicht geeignet dazu.“

„So werde ich die Sache übernehmen —“ entgegnete die Consulin — „und die Trauerbotschaft durch die Zusage versüßen, daß wir uns der Wittwe und ihrer Waisen kräftigst annehmen würden. Gemeine Leute pflegen sich nicht dem Schmerze so zu überlassen, als wie die Gebildeten, zumal wenn ihnen ein Ersatz für den gehabten Verlust angeboten wird.“

Herr Dittrich schüttelte ungläubig sein Haupt, ohne jedoch ein Wort zu erwiedern. Seine Mutter hingegen rief jetzt mit erhobener Stimme ihre Enkelin Lina und gebot ihr, sie zur Familie Kirbach zu geleiten. Augenblicklich verließ die Kleine ihren Spielplatz, reichte der blinden Großmutter die Hand und führte sie aus dem Garten.

Sinnend blickte ihnen der Kaufmann nach. Als er von jenen nicht mehr gehört werden konnte, sprach er vor sich hin: „Meine gute Mutter, man schöpft selbst einen Brunnen aus und die Zeiten sind nicht mehr, wo man nur in den vollen Geldbeutel zu greifen brauchte. Doch will ich deine Wünsche zu erfüllen trachten, so lange sich mir die Möglichkeit dazu zeigt.“

Er ging in sein Haus zurück.

Die Wohnung der Wittwe Kirbach war eine der ärmlichsten in dem Bergflecken Seifen und bestand in einer Stube und einem Kämmerchen. Der Kochheerd war in dem Vorhause angebracht und nahm hier wenig Quadratschuhe Raum ein. In der Stube befanden sich sieben Kinder, von denen vier der Wittwe Kirbach und drei einer Hausgenossin angehörten. Sie waren in dem Alter von sechs bis dreizehn Jahren und stellten insgesammt angehende Raphaele vor, welche der edlen Malerkunst oblagen. Jedes von ihnen hatte einen Pinsel in der Hand und ein Töpfchen mit Leimfarbe neben sich stehen. Was sie jetzt malten oder vielmehr bemalten, waren Menschen, Husaren obendrein, dazu noch doppelte und bewegliche. Der Jugend sind solche hölzerne Menschen oder Husaren unter dem Namen: „Zappelmänner“ bekannt. Ein solcher ist aus 17 Theilen und Theilchen zusammen gesetzt, wozu noch zwei papierne kommen. Dieselben bestehen in einem Haupte mit einem Doppelgesichte und einer fest gewachsenen, hohen Husarenmütze; in einem zwiefachen Rumpfe, welcher durch vier hölzerne

Stifte verbunden und inwendig hohl gelassen ist, damit die Gliedmaßen in demselben Raum zur Bewegung haben; ferner aus zwei Aermen, eben so vielen Ober- und Unterschenkeln, die gleichfalls von einander getrennt und besonders wieder beweglich gemacht sind; aus zwei aufgeleimten Säbeln und zwei papiernen Patrontaschen, denen ein R (Rex) aufgeschrieben ist. Ein solcher Zappelmann wird durch das Anziehen eines herabhängenden Fadens in eine zappelnde Bewegung gesetzt, welcher mit dem, aus grauem Zwirne bestehenden Flechsengewebe zusammenhängt. Wie vielmal muß ein solcher noch unbemalter Zappelmann durch die Hände gehen! Wie viele Mühe und Arbeit erfordert seine Zusammensetzung und Beweglichkeit! Dabei kann es keine billigeren Menschen und genügsameren Husaren geben. Kämen uns die wirklichen, fleischernen Krieger nicht theurer zu stehen als jene: so wollten wir keine Klagewörtchen mehr über unsere stehenden Heere verlieren.

Nun zur Malerei der Zappelmänner selbst. Die sechsjährige Auguste Kirbach malte des Zappelmannes Kopf durchaus mit Fleischfarbe an. Hierauf wanderte jener in die Hand des siebenjährigen Heinrich Vollrath, des Nachbarkindes. Dieser bestrich den Rumpf, die Aerme und Beine auf der einen Seite mit grüner Farbe, worauf die zwölfjährige Caroline Vollrath der Husarenmütze ihr Schwarz verlieh, die Augenbraunen, die Augen selbst, den Schnurbart, die Seitenhaare und endlich die kurzen Stiefeln gleichfalls mit dem Schwarz malte. Der neunjährige

Max Kirbach zog mit einem feinen Pinsel weiße Striche lang von oben herab über den grünen Rumpf und einen querüber, was die Schnuren des Dolmans bedeuten sollte. Die zehnjährige Henriette Vollrath gab demselben zwei Reihen rother Knöpfe, dem Haupte zwei Paar rothe Backen und eben so viel Lippen. Gottfried Kirbach, ein kleiner, dicker Knabe von acht Jahren, hatte nur den bereits gefärbten Säbel dergestalt aufzuleimen, daß derselbe quer über den Leib zu liegen kam und er eher einem Zahnstocher denn einer Waffe ähnelte. Endlich legte der uns bereits im vorigen Kapitel bekannt gewordene Christoph Kirbach die letzte Hand an den Zappelhusar, indem er ihm die roth gemalte und mit dem R versehene, papierne Patrontasche auf den Leib und zwar dergestalt festleimte, daß sie über den Säbelgriff zu liegen kam und somit dessen Blankziehen verhindern mußte. Nun aber war erst die eine Seite fertig, daher der Husar noch ein zweitesmal durch der jungen Maler Hände zu gehen hatte. Diesmal erhielt er eine Uniform von goldgelber Farbe mit einem Muster von zeisiggrünen Punkten, in deren Mitte sich ein andrer von einem tiefen Roth befand, und statt des schwarzen Säbels einen dergleichen rosenrothen. Die Patrontasche jedoch wurde weggelassen, so auch die Stiefeln. Diese gesammte Malerei eines Zappelhusaren wurde den Kindern mit einem viertel Pfennig vergütet, jedoch die Farbe dazu gegeben.

Die jungen Raphaele und Raphaelinnen pinselten

so eifrig, als ob ihnen der Pinsel in den Fingern brenne. Christoph allein führte das Gespräch.

„Draußen stehen sie, meine Tannenrinden —“ sprach er leuchtenden Blickes — „und rollen in der Sonne zusammen wie große Zimmettuten. Hei! wenn es solche wären! Dann verkaufte ich sie an Dittrichs, die jedesmal Zimmet in die Bierkalteschale thun und Zucker und kleine Rosinen, auch Citronenscheiben dazu. Für das viele Geld kaufte ich dann dem Vater einen Schaafpelz für den Winter und der Mutter einen warmen Ueberrock. Vielleicht bliebe auch noch etwas für euch übrig. Doch ist die Rinde auch nicht zu verachten, wenn sie bleibt, was sie ist. Ich habe die mächtige Tanne draußen so rein abgeschält, daß sie weiß wie ein Nußkern aussieht. Wenn Herr Dittrich aus ihr lauter Zappelmänner machen ließe, so gingen sie bei weitem nicht in unsere Stube und Kammer herein.“

„In sechs Tagen —“ sprach Max — „kommt unser Vater aus Nürnberg zurück und bringt uns vielleicht wieder gute Pfeffernüsse mit.“

„Das bilde dir nicht ein —“ versetzte seine Schwester — „nur zum heiligen Christ bringt der Vater Pfeffernüsse mit.“

Hierauf trat eine lange Pause ein.

Während dem schritt die blinde Frau Consulin an der Hand ihrer Enkelin zwischen Seifens umhergestreuten Gebäuden dahin. Jeder der ihr Begegnenden sprach, höflich grüßend: „Guten Morgen, Frau Consulin!“

Nachdem dies mehrmals geschehen war, fragte die Blinde ihre Führerin: „Lina, nahmen die Männer, welche mich grüßten, dabei ihre Hüte oder Mützen ab?"

„Einer nur, Großmütterchen —" erwiederte die Kleine — „die drei Anderen nicht."

„Die groben Menschen!" schalt die Blinde. „Weil sie denken, ich sähe es nicht, so lassen sie ihren Deckel sitzen. Heißt es nicht: Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land?"

„Aber, wenn du es nicht siehst —" wendete Lina ein — „so hilft dir's doch auch nichts."

„Helfen! was helfen!" eiferte die Blinde — „Das Hutabnehmen hilft auch den Sehenden nichts, doch gehört's zur Höflichkeit. Und zur Höflichkeit gehört's ferner, daß du mich nicht mehr duzt. Ich ließ mir's gefallen, so lange du klein und unverständig warst. Nun aber, da du sechs Jahr geworden bist, schickt sich's durchaus nicht mehr. Das Duzen ist ganz wider die Ehrfurcht, die man einer Großmutter schuldig ist, wenn schon die jetzige Welt andern Sinnes ist."

„Ich will ja Sie zu dir sagen —" sprach Lina weinerlich — „wenn du es — wenn Sie's — so haben wollen." Aber Lina wagte nun auf dem ganzen Wege kein Wort mehr hervorzubringen, aus Furcht, daß sie sich verspräche und neuen Tadel dafür einärndete. So gelangten sie zur Kirbachschen Wohnung.

„Wo ist eure Mutter?" fragte die Consulin die

malenden Kinder, nachdem sie durch ihre Enkelin die Abwesenheit der Wittwe erfahren hatte.

„Sie wäscht hinter dem Hause am Mühlbache —“ versetzte Christoph.

„So rufe sie herbei —“ gebot die Blinde — „ich habe mit ihr zu sprechen.“

Während dies geschah, wagten die Kinder, welche die Blinde bei ihrem Eintritte mit der unterwürfigsten Höflichkeit begrüßt hatten, nicht, einen Laut von sich zu geben. Da auch die Consulin, wie Lina, still und stumm dastand, so war es todt in der Stube wie im Grabe. Endlich besann sich Caroline Vollrath, erhob sich von ihrem niedrigen Sitze und trug der Blinden den einzigen Stuhl in der Stube herbei.

Diese lehnte jedoch die dabei empfangene Einladung zum Platznehmen ab, indem sie sagte: „Ich möchte mir mein Kleid zerknittern. Habt auch Acht, ihr Kinder, daß ihr mir mit euern Farbentöpfen und Pinseln nicht zu nahe kommt.“

Wie die versteinte Bildsäule von Lots Ehefrau, von einem jugendlichen Engel festgehalten, verharrte die Consulin unter den arbeitenden Kindern, die kaum von ihren Zappelhusaren aufzublicken sich unterfingen. Da trat durch die rasch geöffnete Stubenthür Frau Kirbach, begleitet von ihrem Sohne Christoph, herein.

„Ach, schönen guten Morgen, Frau Consuln! —“ sprach sie, sichtlich überrascht — „Welche Ehre für uns!“ Sie wischte ihre vom Seifwasser noch nasse Hand an ihrer

Schürze ab und reichte sie der Blinden, welche die ihrige nach einer schnellen Berührung zurückzog. Bevor die letztere zu Worte kommen konnte, fuhr Frau Kirbach fort: „Wie geht es, Frau Consuln? Sind Sie gesund und munter? Schmeckt das Essen und Trinken? Aber, ei du mein Himmel! ihr habt ja der Frau Consuln nicht einmal einen Stuhl angeboten! Nehmen Sie es ja nicht übel! Die Kinder wissen einmal nicht, was Lebensart ist,"

„Ich danke — mag nicht sitzen, gute Frau!" versetzte die Blinde. „Wie mir's geht? Wie jeder Blinden, die tausend Freuden entbehren muß."

„Aber Sie haben doch in Herrn Dittrich einen seelensguten Sohn, liebe Enkel, keine Nahrungssorgen, gutes Essen und Trinken und Geld vollauf —" erwiederte Frau Kirbach.

„Wohl wahr!" bekannte die Blinde — „doch das Augenlicht ist von unschätzbarem Werthe."

„Was uns der Herr auflegt —" tröstete die Frau — „müssen wir als gute Christen geduldig ertragen."

„Richtig gesprochen!" sagte die Consulin. „Es ist mir lieb, daß Sie also denkt, meine Liebe. Auch Ihr hat unser Herrgott zu tragen aufgegeben."

„So ist's —" erwiederte Frau Kirbach — „Armuth macht oftmals große Sorgen und wird zur schweren Last."

„Diese meine ich jetzt nicht —" sprach die Consulin — „der liebe Gott hat Ihr Schwereres noch auf-

erlegt, das Sie als fromme, gläubige Christin ertragen wird und muß."

Hier ging in dem Gesichte der Frau Kirbach eine plötzliche Veränderung vor. Das Lächeln auf demselben erstarb und machte dem Ausdrucke des heftigsten Schreckens Raum. Sie erbleichte und ihre Lippen zitterten, als sie hastig ausrief:

„Mein Jesus! Was ist's, Frau Consuln? Mein Mann — ist er krank geworden? Hat er Schaden genommen? Um des Herrn willen! sagen Sie mir's!"

„Allerdings ist er verunglückt —" erzählte die Blinde — „drei Meilen vor Nürnberg. Er ist, wahrscheinlich im Schlafe, von seinem Sitze gefallen, unter die Pferde und die Wagenräder gekommen — —"

„Jesus! Jesus!" kreischte die Frau — „lebt er noch?"

„Er ist todt!" sagte die Blinde feierlich.

Sieben Z[illegible]elmänner aus der erschrockenen Kinder Händen fielen hier klappernd zu Boden.

Frau Kirbach stieß ein Zetergeschrei aus, rang jammernd die Hände und schluchzte: „Mein guter, mein armer Mann! Ach, wir Unglücklichen! O ihr armen Kinder!"

Und die Kinder, die eigenen wie die Nachbarskinder, brachen in ein gemeinsames Weinen aus und umfingen wehklagend die Wittwe. Niemand denn nur Lina bemerkte, daß Christoph weder weinte noch jammerte. Aber er war bleich geworden wie der Tod. Seine Augäpfel waren verdreht und nach oben gerichtet; seine bläu-

lichen Lippen zuckten heftig, so wie seine übrigen Glieder. Er taumelte vor- und rückwärts, bis er bewußtlos mitten unter die Farbentöpfe und auf einen Haufen von Zappelmännern hinschlug.

„Was ist das?“ fragte die Blinde. „Lina, sieh doch, ob mein Kleid etwa voll Farbe besprützt worden ist?“

Das war allerdings der Fall und zwar bedeutend. Absonderlich waren der gelbe und der grüne Topf, als die am reichlichsten gefüllt gewesenen, ziemlich verschwenderisch mit dem Farbeaustheilen auf das Kleid der Consulin umgegangen. Lina ersah den Schaden, schwieg aber instinctmäßig auf die Frage ihrer Großmutter.

„Christoph! mein Sohn!“ rief die Wittwe, indem sie den bewußtlosen Knaben zu erheben strebte. „Ach! er ist ohnmächtig geworden! Der Vater war dem guten Jungen an's Herz gewachsen — darum ist er nun auf den Tod erschrocken. Kinder! laßt uns sterben, damit wir wieder zu unserm Vater kommen.“

„Das ist eine unchristliche Rede!“ schalt die Blinde. „Hat Sie nicht selbst vorhin gesagt, daß man in Demuth und Geduld ertragen soll, was Einem der Herr auferlegt? Fasse Sie sich, Frau Kirbach!“

„Ach, Frau Consuln! Sie fühlen unser Elend nicht!“ entgegnete die Wittwe. „Nicht wahr, Kinder! wir gäben Alle gern unsre Augen hin, wenn wir dadurch unsern Vater wieder bekämen, unsern Ernährer, unsern Trost, unsre Freude!“

„Frau! Frau! das klingt immer gottloser!“ eiferte die Blinde — „Gott wolle Sie nicht beim Worte nehmen und Sie und Ihre Kinder mit Blindheit schlagen. Zu spät würde Sie dann erkennen, was das besagen will. Und was Ihre Sorge um das liebe, tägliche Brot anbelangt, so versichere ich Ihr, daß, so lange ich und mein Sohn leben, es Ihr und Ihren Kindern nicht daran mangeln soll. Solches Ihr zu verkünden, kam ich zu Ihr.“

„Tausend Dank, beste Frau Consuln!“ — sprach die Wittwe. „Aber nichts in der Welt kann mir meinen guten Mann und meinen Kindern den Vater ersetzen. Christoph! erwache! Ach, Gott erbarme sich! Der arme Junge stirbt mir noch unter den Händen! Linchen! rufe die Nachbarn herbei — hole frisches Wasser herzu, August!“

„Laß uns gehen, Lina!“ sprach die Consulin. „Hier sind wir unnütz!“

Da sie mit dem Kinde in die Hausflur trat, kamen ihr aus der andern Unterstube ein Dutzend Drechsler entgegen gequollen, welche auf Carolinchens Hülferuf herzueilten und ihre, von dem Wasserrade in Bewegung gesetzten Drehbänke im Stiche ließen. Ehrfurchtsvoll machten der Blinden auch diese Leute Raum und so gewann jene das Freie.

„Das war ja ein Auftritt, wie ich ihn nimmer erwartet hätte —“ sprach die Consulin vor sich hin. „So arg habe ich's nicht getrieben, als mein seliger Mann

starb. In Allem ist doch das gemeine Volk ausgelassen — in der Freude, wie im Leide. Lina, ist wirklich mein Kleid ohne Farbenkleckse geblieben? Es war mir doch ganz so, als wäre Farbe darauf gesprützt."

„Du bist — Sie sind — wirklich voll Flecke —" bekannte nun die Kleine.

„Dachte ich's doch!" rief die Consulin erzürnt. „Das hat man von seiner Güte und Herablassung! Sind's viel Flecke, Lina, und wie sehen sie aus?"

„Grün und gelb —" berichtete die Kleine — „wie Hundeblumen, und viele sind's auch."

„Entsetzlich!" sprach die Consulin. „Nun, da kann ich nur gleich das Kleid wegwerfen. Das Verwaschen reicht doch nicht aus und bleibt immer sichtbar, obschon man mir es verheimlichen will. Wäre ich doch in meinen vier Pfählen geblieben, anstatt mich in Dinge zu mischen, die mich ganz und gar nichts angehen."

Drittes Kapitel.

Die Todtenfeier.

Frau Kirbach war besonders deshalb mit untröstlich, weil sie ihren geliebten Mann nicht wieder, selbst nicht todt, ja nicht einmal sein Grab zu sehen bekam.

Es war ihr der Gedanke entsetzlich, daß auch nicht eine liebende Seele bei seinem Begräbnisse zugegen gewesen, daß er von wildfremden Händen, vielleicht ohne Sang und Klang, wie ein Selbstmörder oder Verbrecher, eingescharrt worden war.

„Wenn wir nur wenigstens sein Grab hier hätten!“ hatte sie zu ihren Kindern gesagt — „Dann könnten wir doch Blumen darauf pflanzen und es recht oft besuchen.“

Diese Rede war bei den Kindern auf ein fruchtbares Land gefallen. Dies bewies zuerst die kleine Auguste Kirbach, welche von ihrem Bruder Christoph in einem Winkel des Hofes betroffen wurde, als sie gerade mit dem Begraben ihres Vaters beschäftigt war. Niemand zürne dem Kinde, daß sie die Stelle des gestorbenen Vaters durch den Hanswurst ihres Bruders Max vertreten ließ. Sie hatte denselben in ein schwarzes Sterbekleid gewickelt und ihm zwei kleine, rund geschnittene Papierstückchen, welche die geschlossenen Augenlider vorstellen sollten, auf die Augen gelegt. Die Kleine selbst vereinigte in ihrer Person die Stelle der Leichenfrau, der Leichenträger, des Schülerchors, des Geistlichen und der Leidtragenden. Ein Stück Tannenrinde war der Sarg, in welchem der vermeinte Todte lag. Denselben hatte Auguste mit einem Paar Hände voll Erde bedeckt und sang eben das Grablied, als ihr Bruder hinzukam.

Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele, sagt der Dichter. So faßte auch Christoph dasselbe seiner kleinen

Schwester auf, und unverweilt begab er sich an's Werk, jenen Sinn in Ausführung zu bringen.

Am Abende des dritten Tages, nachdem die Todesnachricht angelangt war, sah man ein Leichenbegängniß ganz eigener Art. Die Kinder hatten die Abwesenheit ihrer Mutter abgewartet, aus Besorgniß, daß diese die heimlich verabredete Feier verhindern könnte. Als Sammelplatz der Leidtragenden war die Rückseite des Nachbarhauses bestimmt worden, wo auch der Sarg mit seinem Inhalte unter Reißholz verborgen steckte. Derselbe war ein Werk Christophs und von Tannenrinde gefertigt, die über ein Gerippe von schwachen Latten gezogen war. Nachdem die Mädchen diese schmucklose Todtenhülle, welche noch nicht die Größe eines Kindersarges hatte, mit Blumengewinden umgeben hatten, nahm sie Christoph in seine Aerme und eröffnete den Trauerzug, der, außer jenem, noch aus drei Kinderpaaren, den bereits genannten Malern, bestand. Auch diese trugen Blumenkränze in den Händen und einen Streifen von schwarzem Flortuche, theils um den Oberarm gewickelt, theils in das Haar gesteckt. Still und bedächtigen Schrittes, wie sich's gebühret, wandelten die Kinder dem Friedhofe zu. Als sie aber an dessen Eingang gelangten, stand bereits des Ortes Tagewächter vor demselben, welcher die Kinder mit den rauh hervorgestoßenen Worten zurückwies:

„Was wollt ihr hier auf dem Kirchhofe, he? Einen Hund oder eine Katze begraben, he? Eine Sünde

und Schande ist ja so etwas für einen christlichen Kirchhof! Machet, daß ihr fortkommt oder ich werfe den Sarg sammt dem todten Thiere in den Bach."

Betroffen stand der Leichenzug da. Schon öffnete der Sargträger seine Lippen, um dem Wächter die eigentliche Bewandniß der Trauerfeier zu erklären, als ihn plötzlich selbst ein Zweifel beschlich, ob es nicht in der That eine Entweihung des Kirchhofes sei, wenn man eine Leiche nur im Bilde dahin beerdige? Einer eben so plötzlichen Eingebung Folge leistend, lenkte Christoph seine Schritte um und pilgerte mit seiner Bürde dem nahen Forste und zwar der Gegend zu, wo vor vier Tagen die Tanne gefällt und das Eichelgabichtnest mit seinen Jungen verscharrt worden war. Hier setzte der Knabe den Sarg nieder und schickte sich an, mit Hülfe einer kleinen Schaufel, welche sein Bruder Gottfried deshalb mitgenommen hatte, ein Grab zu wühlen. Wer ihm dies hätte voraussagen sollen, da er ein Gleiches wegen der unausgebrüteten Vögel that. Wie vergnügt war er damals gewesen! So schnell ändert sich des Menschen Loos!

So lange Christoph grub, vergaß er seiner Trauer. Als aber das Grab tief genug und fertig war, als der Sarg, ganz in der Weise, wie solches auf dem Kirchhofe geschieht, hinabgelassen wurde und die dabei verwendeten Strick-Enden jenes unheimliche Knarren hören ließen, das uns bei dem Beerdigen unsrer Lieben mit Schauer zu erfüllen pflegt; — als die übrigen Kinder

alle das offne Grab umringten und ihre Blumenkränze auf den heraufdämmernden Sarg hinabsendeten, als die ferne Kirchenglocke die Töne des Abendläutens durch die ruhige Luft dahersendete, da brach bei Christoph der Schmerz über den Verlust des heißgeliebten Vaters um so heftiger aus.

Laut schluchzend knieete er auf den Sandhügel nieder. Das in heißen Thränen vergehende Auge richtete er einen Augenblick hinab in das Grab, dann aber gen Himmel.

„Ach, liebster Vater!“ sprach er, seine Hände brünstig faltend — „wenn ich Sie beleidigt habe: so vergeben Sie mir. Ich will auch recht fromm werden und unsrer Mutter immer folgen.“

Darauf knieeten auch Christophs sämmtliche Geschwister nieder und sprachen, wie ihr Bruder eben gethan hatte. Nachdem sich Christoph satt und ausgeweint hatte, ward ihm leichter um's Herz. Schon schickte er sich an, das Grab mit Erde zuzuwerfen, als Caroline Vollrath sprach: „Wollen wir nicht erst ein Grablied singen? Und zwar das schöne, welches uns der Herr Schulmeister erst gelehrt hat?“

Caroline war die beste Sängerin unter den Schülerinnen und auch Christoph sang seine zweite Stimme recht wacker. Den übrigen Kindern war das fragliche Lied gleichfalls bekannt, daher sie den Chor bildeten, der mit klaren, hellen Stimmen den schönen Gesang begann:

„Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen, zu deren Wohnplatz jetzt meine Seele schleicht!
Wie sie so sanft ruhn in ihren Gräbern, tief zur Verwesung hinabgesenket,
Und nicht mehr weinen, hier, wo die Klage flieht, und nicht mehr fühlen, hier, wo die Freude flieht,
Und, von Cypressen sanft umschattet, bis sie der Engel hervorruft, schlummern!“

Die Kinder überließen sich ganz ihrem Gefühle und sangen, weil sie sich unbeobachtet wußten, frei von ängstlicher Befangenheit. Die Klänge wallten feierlich, wie fromme Pilger, durch die ruhige Abendluft dahin und weckten das ferne Echo und die bereits zur Ruhe sich begebenen Waldsänger, so daß diese, halb im Schlafe, ihre Accorde in gedämpfter Weise dazu gaben. Die dunkeln Fichten und Tannen standen unbeweglich ringsum, wie stumme Trauermänner. Aber die ruhelosen Blätter der Birken flüsterten leise gegen einander und die Grillen im Haidekraute sickerten — ein unsichtbares Sängerchor — ein begleitendes Unisono, das jedoch den menschlichen Stimmen untergeordnet verblieb. Nach dem Schlusse der letzten Strophe warf jedes Kind, nach Christophs Beispiele, eine Hand voll Erde auf den Sarg, worauf das Grab gefüllt und ein Hügel darüber aufgeworfen wurde. Ein sehr richtiges Gefühl hatte die Kinder bewogen, die angebliche Leiche des Vaters im Sarge nicht noch einmal zum Anschauen zu geben. War diese, wenn auch kein Hanswurst wie bei der kleinen Auguste, doch immer nur eine Puppe, welche des Vaters

Bild vertreten sollte. Aber die eben beschriebene Begräbnißfeier hatte der Kinder tief gefühltes Bedürfniß befriedigt, daher sie jetzt ungleich beruhigter auf den Heimweg sich begaben. Kaum, daß sie dem Grabhügel den Rücken zugewendet hatten, theilten sich die Büsche und des Thorschreibers lauschender Kopf kam zum Vorschein, dem später der ganze Körper nachfolgte.

„Dort ziehen sie, die lieben Kinder —“ murmelte er — „und zurück bleibt ein — armer Sünder! Ja wohl arm! Wer wird einst an meinem Grabe weinen und so andächtig singen? Ich glaube gar, ich habe Thränen in den Augen stehen. Klang es nicht, als wenn die lieben Engelchen selbst gesungen hätten? Ob wohl der todte Kirbach etwas davon vernommen haben mag? Ich sollte dies meinen, wenn er, wie ich nicht anders glaube, in den Himmel gekommen ist. Wie lange ich noch auf Erden herum zu wandeln haben werde? Warum der liebe Gott nicht mich unnützen, pensionirten Thorschreiber statt den braven Familienvater zu sich genommen hat? Wahrscheinlich, weil du noch nicht verdienst, schon ausgespannt zu werden, alter Scharschmidt! Die alte Frau Consulin hätte wohl auch eher abkommen können als der gute Kirbach. Sie lebt sich und den Ihrigen zur Last; das ist ein Hochmuth bei aller Blindheit und ein ewiges Tadeln andrer Menschen. Der arme Herr Dittrich! Gewiß würde er längst schon seinen Kindern eine zweite Mutter, sich selbst eine wackere Hausfrau wieder gegeben haben, müßte er nicht fürchten, daß

diese es bei der schlimmen Schwiegermutter nicht aushalten können würde. Mir ist die alte Madame auch nicht gewogen, wie ich aus Allem ersehe, weil ich nicht viel Umstände mit ihr mache. Du lieber Gott! wo hätte ein alter Soldat und Thorschreiber auch die Komplimente lernen sollen! Und was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr."

Dieses Selbstgespräch hatte der Thorschreiber vor dem schmucklosen Grabhügel gehalten. Jetzt setzte er sich, demselben gegenüber, in's Haidekraut nieder und zog seine Tabakspfeife aus der Tasche hervor. Dieselbe mit Tabak stopfend, fuhr er zufriedenen Sinnes fort: „Die Frau Consulin ist bei all ihrem Reichthum doch nicht zufrieden, geschweige glücklich. Sie würde dies selbst nicht sein, wenn sie ihr Gesicht noch hätte. Das ist der Fluch des Reichthums. Ich dagegen bin seelenvergnügt bei meiner Pfeife Tabak und einem guten Gewissen." Er schlug Feuer an und legte ein Stück brennenden Schwamm auf den Tabak. „Das schmeckt! das riecht!" sprach er, lange Züge aus der Pfeife thuend. „Herr Dittrich mag zehnmal theurern Tabak rauchen — dennoch möchte ich nicht mit ihm tauschen, obschon er recht liebe Kinder hat. Das macht wieder die Frau Consulin, die ihm das Leben verbittert mit ihrem ewigen Hofmeistern und Tadeln."

„Herr Thorschreiber! Herr Thor — schrei — ber!" schallte es jetzt durch den Busch.

„Hier sitzt der Thorschreiber! —" antwortete die-

ser mit lautem Basse, und" — fuhr er gedämpft fort — „Jacob hatte vier Weiber! da kommen meine Scholaren — mit den blonden Haaren. Wenn die Pfeife schmeckt — auch das Reimen fleckt."

Wirklich brachen Herrn Dittrichs zwei Söhne aus dem Gebüsch hervor und eilten auf ihren Schreibelehrer zu. Als sie den aufgeworfenen Grabhügel erblickten, auf welchem zwei Fichtenäste steckten und ein Blumenkranz lag, fragten beide verwundert: „Ei, was bedeutet das?"

„Es ist ein castrum doloris —" versetzte der Thorschreiber feierlich — „auf deutsch: ein Lager des Schmerzes. Seht Jungen! da die beiden Könige von Sachsen, Friedrich August, der Gerechte, und Anton, der Gütige, Todes verblichen und begraben, oder vielmehr in der Gruft beigesetzt worden waren, stellte man in der katholischen Hofkirche einen kostbaren Sarg auf ein hohes Gerüste hin und umgab dasselbe mit vielen hundert brennenden Wachskerzen. Dabei wurde ein feierlicher Trauergottesdienst abgehalten und schön musicirt und gesungen. Die anwesenden Leute aber bildeten sich ein, als läge der todte König wirklich in dem aufgestellten Sarge und betrauerten denselben mehr oder weniger, je nachdem sie seine Verdienste zu würdigen verstanden. Dieses castrum doloris hier ist nun zwar keinem Könige, sondern nur einem armen Fuhrknechte gewidmet; aber ich versichere euch, daß kein König inniger und aufrichtiger betrauert und bei seiner Todtenfeier nicht

schöner gesungen worden ist, als bei diesem castrum doloris. Jungen, wenn ihr an meinem Grabe so hübsch sänget, wie hier vorhin Kirbachs Kinder: ich glaube, daß ich vor Freude wieder lebendig würde und euch „bravo!“ aus dem Sarge zuriefe.“

„Die Großmutter ist nicht wohl zu sprechen auf Kirbachs —“ sagte Theodor, der ältere Sohn Dittrichs. „Sie haben ihr geblümtes Mousselinkleid mit Farbe befleckt, auch sonst sehr unbändig gethan.“

Der Thorschreiber blies eine dicke Tabakswolke aus seinem Munde und sagte mit einiger Heftigkeit: „Die Frau Consulin ist — blind und darum sieht sie die Sachen zuweilen aus einem falschen Gesichtspunkte an; nein, sieht sie vielmehr gar nicht. Dafür kann sie aber nichts. Punktum! hat Julie ihre Seite fertig geschrieben, wie ich ihr aufgegeben habe?“

„Sie sitzt noch alleweile darüber“ — versetzte Adolar — „weil die Großmutter sie nicht eher dazu kommen ließ.“

„Und warum habt ihr euer Schwesterchen Lina nicht bei euch?“ fragte der Thorschreiber weiter.

„Sie muß auf der Großmutter Befehl die Stube hüten, weil sie vergessen hatte, die Hitsche bei Seite zu setzen, über welche dann die Großmutter beinahe hinweggefallen wäre —“ berichtete Theodor.

„So ist sie also noch nicht darüber gefallen? —“ sprach der Thorschreiber, stark qualmend — „das ist ein großes Glück. Blinden darf man durchaus nichts

in den Weg legen, worüber sie fallen könnten, weder mit oder ohne Absicht. Das verbietet schon die Bibel."

„Ihr Taback riecht recht gut —" hob Adolar an — „so süß, wie Kornblumen."

„Deren sind auch dabei —" erwiederte der Thorschreiber.

„Unser Vater raucht auch gern —" meinte Theodor — „aber er thut dies nur im Freien, weil die Großmutter den Tabaksrauch nicht leiden kann. Sie riecht's selbst dann noch an den Kleidern, weshalb der Vater allemal einen andern Rock anzieht, wenn er einmal geraucht hat."

„Aha!" rief der Thorschreiber lächelnd, — „darum kann mich auch die Frau Consulin nicht wohl leiden, der ich keinen Rock zum Wechseln habe! Nicht so, Jungen? heraus mit der Sprache! Ich nehm's nicht übel, und wenn mich eure Frau Großmutter einen Wiederhopf hieße."

„Das nicht —" bekannte Adolar — „sie spricht nur, daß Sie wie eine Wachtstube stänken."

„Auch gut!" lachte der Thorschreiber. „Aber, Jungen! ich habe in der Geschichte gelesen, daß die alten Griechen ein Dach über das Grab selbst ihres Feindes wölbten. Nun, der verunglückte Kirbach war nichts weniger denn euer Feind, daher ihr sein castrum doloris da gewiß in Ehren und unversehrt halten werdet."

„Ei, das versteht sich!" betheuerten beide Knaben.

„Es geht nun nach Hause der alte Scharschmidt —"

reimte der Thorschreiber nun — „und fragt euch: geht ihr vielleicht mit?"

Da hing sich an des alten Mannes Hand je ein Knabe und so wanderte das Kleeblatt davon.

Viertes Kapitel.

Die neue Wirthschafterin.

Die Frau Consulin hatte das schönste Zimmer im ganzen Hause nebst einer darin befindlichen Kammer inne. Obschon sie nicht sahe, hatte sie sich doch eine Wohnung erlesen, welche die Frühsonne bis gegen Mittag beschien und die Aussicht auf den Garten und die Straße zugleich darbot. Die Wände des weiten Eckzimmers waren mit schönen Tapeten bekleidet und die vier Fenster mit Wolken weißen Mousselins umgeben, von welchen starke, vergoldete Quasten herabhingen. Zwei Mittelpfeiler wurden durch hohe Spiegel in Mahagonifassung verdeckt, auf deren Tischchen kostbare Porzelan-Vasen mit immer frischen Blumensträußern prangten. Die Stühle, Kommoden, Schränke und das sonstige Geräthe waren ebenfalls von Mahagoni gefertigt. Eine prachtvolle Stutzuhr unter einer hohen Glasglocke zeigte der Blinden durch ihren Glockenschlag den Gang der Zeit an

und eine, mit Spiegelscheiben umgebene Etagere enthielt einen großen Reichthum kostbaren Thee- und Kaffeegeschirres, so wie silberner Kunstarbeiten. Vier breite Goldrahmen an den Zimmerwänden umschlossen eben so viel Oelgemälde, und zwar Landschaften, welche die vier Jahreszeiten vorstellten.

Es war Vormittags zehn Uhr. Die Frau Consulin stand vor ihrem Tische und vor einer zierlichen Kochmaschine von silberblinkendem Metalle, in welcher sie ihr zweites Frühstück, Chocolade, eigenhändig sich bereitete. Als das gewürzige Getränk fertig war, goß die Blinde dasselbe in die bereit stehende Porzelankanne, holte zwei Tassen und ein Silberkörbchen mit Zuckerbrezeln herbei, um dies Alles auf den Tisch vor dem Sopha zu verpflanzen.

„Rufe deinen Vater herbei!“ gebot sie nun der kleinen Lina, welche in dem einen Winkel des Zimmers vor einem niedrigen Tischchen saß, auf welchem allerlei hölzernes Spielzeug aufgestellt war. Die Kleine gehorchte augenblicklich und verließ das Zimmer. Als sie zu ihrem Vater in das Verkaufsgewölbe herabkam, fand sie denselben von einer Menge Leute umgeben, welche theils hölzerne Waaren ablieferten, theils Colonialwaaren einkaufen wollten. Sowie er jedoch das Gebot seiner Mutter vernahm, bat er die Anwesenden um einige Geduld und eilte hinauf, denn er wußte, daß seine Mutter augenblicklichen Gehorsam von ihren Kindern und Enkeln erwartete und verlangte.

„Setz' dich, mein Sohn!" sagte die Consulin zu Herrn Dittrich und wies ihm den Platz neben sich auf dem Sopha an. Dann schenkte sie die beiden Tassen voll Chocolade und legte sich, wie ihrem Sohne, von den Zuckerbrezeln vor. Bevor sie jedoch die Tasse zum Munde führte, zog sie an der dünnen seidenen Schnur, welche von dem Oelgemälde über dem Sopha herabhing. Da erklangen die bezaubernden Töne einer Spieluhr und während dieser Musik schlürfte die Consulin ihre Chocolade ein. Nachdem das Stück geendet hatte, sagte die Consulin, die Tasse hinsetzend: „Es wird einmal Zeit, daß man der Spieluhr andere Walzen einlegt. Wenn man Jahr aus, Jahr ein dieselben Musikstücke hören muß, bekommt man sie endlich überdrüßig. In Prag soll ein geschickter Künstler jetzt leben, welcher dergleichen Spieluhren fertigt Wir wollen bei ihm einmal wegen der Abänderung anfragen. Du wirst, mein Sohn, mir diesen Gefallen thun."

„Sehr gern, meine liebe Mutter —" versetzte Herr Dittrich, indem er die blonden Haare Lina's streichelte, welche leise auf den Zehen herbeigeschlichen war und ihr Haupt auf des Vaters Bein gelegt hatte.

„Hast du schon an den Hofprediger, des Hauslehrers wegen, geschrieben?" fuhr die Consulin fort. „Du weißt, daß ich das lange Hinausschieben nothwendiger Angelegenheiten nicht wohl leiden mag."

„Ich habe geschrieben, liebe Mutter —" erwiederte Herr Dittrich — „jedoch wollte ich mir erlauben, Ih-

nen mitzutheilen, wie ich die Annahme einer Wirthschaftsführerin noch für nothwendiger erachte als die eines Hauslehrers. Wenigstens wünschte ich nicht, daß Sie gleich mit zwei fremden Personen auf einmal zu thun bekämen, sondern sich erst an die eine und dann etwas später an die andere gewöhnen möchten"

„Warum heirathest du nicht wieder, mein Sohn?" fragte die Consulin. „Dann bedürftest du nicht erst einer Wirthschafterin, und deine Kinder bekämen eine Mutter, die sie besser in Zucht und Sitte zu halten vermöchte als ich blinde Frau und du, ein beschäftigter Kaufmann."

„Wohl wahr, liebe Mutter —" entgegnete Herr Dittrich. „Allein die Wahl einer Gattin ist nicht leicht getroffen. Hält es doch schon schwer, eine passende Wirthschafterin zu finden, geschweige denn eine gute Hausfrau und Mutter. Wie sehr würde ich mich betrüben, wenn die getroffene Wahl einer Gattin Ihnen später nicht gefiele und Sie sich mit derselben nicht vertragen könnten!"

„Mit mir? —" sprach die Consulin — „Ich bin gewiß nicht unverträglich und würde deine Gattin mir nach der Hand zu ziehen wissen, vorausgesetzt, daß sie sich dies gefallen ließe. Hast du schon eine Person als Wirthschafterin in Vorschlag?"

„Ja, meine Mutter!" versetzte Herr Dittrich. „Sie ist die wohl erzogene Tochter eines Landpredigers und

eine vater- und mutterlose Waise, die mir mündlich und schriftlich sehr günstig empfohlen worden ist."

„Du wirst sie mir doch vorstellen, bevor du sie miethest und in unser Haus bringst?" fragte die Consulin.

„Wie können Sie also fragen, meine Mutter? —" erwiederte Herr Dittrich. „Sind Sie doch die Hauptperson in unserm Hause, deren Ausspruche ich mich stets unterwerfe."

„Wie heißt die Person? Wie alt oder jung ist sie?" fragte die Consulin weiter.

„Ihr Name ist Stephanie Füllkruß und ihr Alter sechs und zwanzig Jahre —" berichtete der Kaufmann.

„Hm! der Vorname klingt mir ziemlich neumodisch — zu vornehm für eine Dienstperson. Sechs und zwanzig Jahre? Gerade in diesem Alter lassen sich die Frauenzimmer am schwersten ziehen. Nun, wir werden ja sehen. Aber, mein Sohn, du riechst nach Tabak. Hast du vielleicht kürzlich geraucht?"

„Nein, liebe Mutter —" sagte Herr Dittrich, der Wahrheit gemäß.

„Nun, so rührt dieser häßliche Geruch von dem elenden Tabake des alten Thorschreibers her, der damit alles ansteckt, was ihm zu nahe kommt. Lina! —" rief die Blinde laut, indem sie die Kleine noch in ihrem Winkel wähnte — „reiche mir das Fläschchen mit dem kölnischen Wasser her."

Während die Blinde ihre Hände mit dem stark duftenden Wasser wusch, fuhr sie zu ihrem Sohne fort:

„Das sage ich dir: der neue Hofmeister darf weder rauchen, noch schnupfen. Schon des Rauchens wegen kann ich den alten Thorschreiber nicht leiden.“

„Der arme Mann!“ versetzte Herr Dittrich — „Es ist dies fast die einzige Freude, die er hat.“

„Er soll aber sein Vergnügen nicht auf Kosten meiner Geruchsnerven ausüben —“ sagte die Consulin hart.

„Liebe Mutter —“ hob der Sohn wieder an — „wenn Sie Lina's jetzt nicht bedürfen, so könnte sie wohl ein wenig in den Garten hinabgehen. Ich besorge, daß das Kind zu viel sitzt.“

Hierbei heftete der Vater einen Blick voll zärtlichen Mitleides auf die Kleine, die wirklich etwas bleich und welk aussah.

„So lange du bei mir bist —“ entgegnete die Consulin — „mag Lina hinabgehen. Doch nicht länger, damit ich nicht allein bleibe.“

„Das dürfte nur sehr kurze Zeit dauern —“ sprach Herr Dittrich — „denn es warten unten mindestens acht Leute auf meine Rückkehr.“

„Sie mögen warten! — Ich hoffe, daß du nicht bei mir wie auf Kohlen stehen werdest, wie deine Kinder, die nicht schnell genug von mir fortkommen können, wenn sie mir einmal Gesellschaft leisten sollen. Selbst Lina fängt bereits an, es ihren Geschwistern hierin nachzuthun.“

Lina sah ihren Vater betrübt an und eine Thräne glänzte in ihrem blauen Auge, die ihr der Vater weg=

küßte, doch nur leise, leise, damit die Blinde es nicht höre. Zugleich reichte er dem Kinde eine von seinen Zuckerbrezeln hin, mit welcher Lina fröhlich aus dem Zimmer hüpfte.

„Springst du wieder, daß die Tassen und Fenster klirren möchten?“ eiferte ihr die Großmutter nach und der Kaufmann blickte traurig zu Boden nieder. Dann mußte er noch lange Klagen anhören, welche die Frau Consulin über ihre Enkel, die Dienstpersonen im Hause und die Nachbarn vorzubringen hatte.

Der Leser ersieht hieraus, daß Herrn Dittrich der Genuß der Chocolade gar sehr vergällt wurde.

Nach einigen Tagen erschien die zur Wirthschaftsführerin bestimmte Stephanie Füllkruß im Hause des Herrn Dittrich, um der Frau Consulin vorgestellt zu werden. Sie war eine wohlgebildete Jungfrau mit einem edlen Anstande und von gewinnendem Benehmen. Herr Dittrich empfing sie mit herzlicher Freundlichkeit, wurde aber sichtbar ängstlich, als er die Jungfrau zu seiner Mutter hinaufbegleitete.

Nach einer Weile kehrte er zurück und ging, während die beiden Frauen oben beisammen blieben mit großen Schritten in dem Wohnzimmer auf und nieder, indem sich eine große Unruhe in seinem Antlitze aussprach. Als er später wieder hinaufging, blickte er verstohlen auf die Gesichter der beiden Frauen, um den günstigen oder ungünstigen Eindruck zu lesen, den die Eine auf die Andere hervorgebracht haben würde. Sein Antlitz klärte sich

plötzlich auf wie der blaue Himmel nach einem schweren Gewitter, als einige Worte seiner Mutter ihm sagten, daß diese gegen die getroffene Wahl der Wirthschafterin Erhebliches nicht einzuwenden habe.

„Eins nur —" sprach die Consulin — „hat sich Mamsell Füllkruß abzugewöhnen: die Aussprache des g wie j. Denke dir nur: sie fragte mich unter Anderen, ob unsre Kinder einen Judenlehrer hätten? Ich verstand erst gar nicht, was sie damit sagen wollte, bis sich's denn endlich fand, daß sie einen guten Lehrer gemeint hatte. Dann verwandelt sie auch das k in g, indem sie von einer falschen Gatze, statt Katze, sprach. Sie hat mir versprechen müssen, diese fehlerhafte Aussprache abzulegen und mich zugleich um Nachsicht gebeten, wenn sie ja einmal in diesen Fehler zurück fallen sollte. Nun, das verräth doch wenigstens guten Willen."

Stephanie zog bald darauf in's Haus und begann ihr Wirken mit sichtlich günstigem Erfolge. Sie waltete mit Liebe, aber auch mit milder, wie ernster Strenge, je nachdem dieselbe ihr als nothwendig erschien. Bald wurde in dem ganzen Hauswesen eine größere Ordnung sichtbar. Die Speisen empfahlen sich durch größere Schmackhaftigkeit, der Kinder Lebensweise wurde geregelter, die Dienerschaft pünktlicher und fleißiger, der Aufwand geringer und eine unverkennbare Fröhlichkeit im ganzen Hause heimisch. Jeder verrichtete seine Arbeit mit weit mehr Lust und gutem Willen, weil seine Thätigkeit bei der Wirthschafterin und durch diese auch

bei dem Hausherrn volle Anerkennung fand. Herr Dittrich war seit langer Zeit nicht so heiter, ja glücklich gewesen wie jetzt. Dasselbe Gefühl theilten seine Kinder mit ihm, welche mit voller Seele an Stephanie hingen und ihr auf das Wort gehorchten. Selbst der alte Thorschreiber fand sich außer den Lehrstunden öftrer in dem Dittrichschen Hause ein und unterließ dann, aus Furcht, Stephanien zu mißfallen, sein unaufhörliches Tabakrauchen. Die blinde Frau Consulin war dabei aller und jeder Sorge um die Haushaltung, wie um sich selbst, enthoben. Sie sah meistens ihren Wünschen zuvorgekommen und sich mit der zartesten Rücksicht behandelt.

Sechs Wochen waren seit Stephaniens Anwesenheit schnell verstrichen und immer mehr pries Herr Dittrich die getroffene Wahl der Wirthschaftsführerin. Eines Morgens, da er wie alltäglich, die Chocolade auf seiner Mutter Zimmer trank, ergoß er sich in Lobeserhebungen über Stephaniens Walten im Hause und der Familie. In seinem Feuer bemerkte er nicht, daß das Antlitz seiner Mutter finstrer und finstrer wurde. Als er endlich schwieg, hob die Consulin mit schneidender Stimme an:

„Mein Sohn, du zeigst mir soeben, daß eine Blinde zuweilen doch schärfer zu sehen vermag als ein Sehender. Was du an Stephanien Herzensgüte und häusliche Tugenden nennest, ist nichts weiter als eine wohlberechnete Schlauheit, die alle Fäden zu ihrem eigenen Vortheile zu spinnen und Jeden in dieselben hinein zu verweben weiß, gleichwie eine Spinne, um dann mit ih-

rer Beute desto besser nach Belieben walten und schalten zu können. Ich habe dieses Gewebe durchschaut und mich darum nicht, gleich den Andern, mit hineinziehen lassen. Deshalb haßt mich Stephanie, deshalb zieht sie sich von mir zurück und sucht dich und meine Enkel, ja selbst das Hausgesinde von mir abwendig zu machen. Dies scheint ihr auch nur zu gut zu gelingen. Denn bereits bin ich zur Null hier im Hause herabgesunken, bin nicht mehr Herrin, sondern eine Auszüglerin geworden, die man nothwendigerweise dulden muß. „Fräulein Stephanie hat's gesagt" — entgegnen mir die Dienstleute, wenn ich irgend etwas zu tadeln finde. „Fräulein Stephanie hat es anders angeordnet" — wenn ich etwas befehle. Kaum sind meine Enkel eine Weile bei mir auf der Stube gewesen, so rufen sie ungeduldig aus: „Nein, Großmütterchen, nun müssen wir wieder zu Stephanie hinab." Stephanie und nichts als Stephanie tönt's im ganzen Hause wieder, so daß man sich die Ohren vor diesem verhaßten Namen verstopfen möchte. Selbst du, mein Sohn, kürzest mehr und mehr deine Besuche bei mir ab, um desto schneller wieder unten und in Stephaniens Gesellschaft zu sein. Wenn es wirklich dein Wille ist, daß deine Mutter nichts mehr gelten soll: nun so muß ich mich in das Unabänderliche fügen, wenn auch mit gebrochenem Herzen."

Während dieser Rede war Herr Dittrich erblaßt. Seine Lippen zuckten — seine Brust hob sich wie unter einer schweren Last und man sah, wie er gewaltsam ein

bitteres Gefühl nieder zu ringen bemüht war. Seine Stimme klang sanft, jedoch gepreßt, als er in abgebrochenen Sätzen jetzt erwiederte: „Meine liebe Mutter, wie sehr irren Sie sich! Ach, wenn Sie wüßten, wie lieb Sie Stephanie hat — wie die Sorge für Sie ihre größte ist! — Wenn Sie doch öftrer herabkämen zu uns, um Theil zu nehmen an unsern häuslichen Freuden, an unsern heiteren Gesprächen, an unsrer fröhlichen Unterhaltung! Aber so ziehen Sie sich mehr und mehr in Ihre Stube zurück, die keines von uns ohne Ihre ausdrückliche Erlaubniß zu betreten wagt. Die Kinder — wenn ich es Ihnen offen heraussagen soll — lieben Sie zwar, jedoch ist ihre Furcht vor Ihnen noch größer als ihre Liebe. Sie scheuen sich, in Ihrer Gegenwart ihre Fröhlichkeit zu äußern, weil sie Ihren Tadel befürchten. Zu Stephanie haben sie dagegen Zutrauen und geben sich ihr, wie sie sind: heiter, ungezwungen, lustig sogar. Was nun die Dienstboten anbelangt, so —“

„Es ist genug, mein Sohn!“ unterbrach ihn die Consulin kalt — „hoffentlich wird die Zukunft zeigen, wer von uns beiden richtig gesehen hat.“

Die Consulin trat zum offnen Fenster, das in den Garten hinabging, wo Lina freudig neben Stephanie herhüpfte, die einen Blumenstrauß abschnitt. Als Lina ihre Großmutter erblickte, rief sie fröhlich aus: „Stephanie wird dir, Großmütterchen, schöne Blumen für deine Vasen bringen.“

Die Blinde erwiederte kein Wort, schloß das Fen-

ster und setzte sich in das Sopha, um einen Strickstrumpf in die Hand zu nehmen. Der Kaufmann verließ das Zimmer seiner Mutter. Draußen vor der Thür blieb er stehen, seufzte tief auf und sagte mit Wehmuth: „Wie glücklich könnten wir nach Gottes gütigem Willen sein, wenn nicht der selbstsüchtige Mensch aus Unverstand oder Eigensinn das Glück wieder einrisse!“

Fünftes Kapitel.

Die Verabschiedung.

Christoph Kirbach hatte eines Tages einen kleinen Tragkorb voll vierfüßiger Thiere aller Art an Herrn Dittrich abgeliefert und dafür seinen Malerlohn erhalten. Als er des Kaufmanns Haus verlassen wollte, trat Stephanie ihm in den Weg mit der Frage: „Bist du der Sohn des verunglückten Fuhrknechts?“ Da füllten sich Christophs Augen plötzlich mit Thränen und stumm nickte er mit dem Haupte.

„Du kannst wohl deinen Vater noch gar nicht vergessen?“ fuhr Stephanie theilnehmend fort.

Christoph begann zu schluchzen und schüttelte abermals das Haupt.

„Ich glaube dir's gern —" sprach Stephanie — „denn auch ich habe Vater und Mutter verloren. Besuchst du noch oft das Grab im Walde, welches du dem Andenken deines Vaters gewidmet hast?"

Christoph erröthete darüber, daß Stephanie, welche durch den Thorschreiber diese Kenntniß erlangt hatte, um das kleine Geheimniß wußte. Dann nickte er bejahend.

„Ihr bekommt wohl Unterstützung, seitdem dein Vater verunglückt ist?" fragte Stephanie weiter.

„Nein!" hauchte Christoph hervor.

„Nicht?" sprach Stephanie verwundert. „Ich habe geglaubt, daß ihr von Herrn Dittrich unterstützt würdet."

„Die Frau Consulin wollte anfänglich —" sagte Christoph — „aber sie wurde nachher böse, weil durch meine Schuld ihr Kleid voll Farbenflecke wurde."

„Nun, und warum habt ihr euch nicht an Herrn Dittrich gewendet?" fuhr Stephanie fort. „Er ist gut, sehr gut und würde sich gewiß eurer angenommen haben."

„Unsre Mutter wollte nicht —" sprach Christoph — „Sie sagte, so lange es nur halbwege ginge, wollten wir ja nicht um Almosen ansprechen."

„Geht es denn halbwege?" forschte Stephanie.

„Bis jetzt, ja!" versetzte Christoph — „Wir machten schmalere Bissen und malten täglich ein paar Stunden länger. Aber nun —"

„Aber nun? Wie weiter?" forschte Stephanie.

Jetzt erreichte Christophs Schmerz die höchste Spitze. Er brach in das heftigste Weinen aus und vermochte

vor Schluchzen kaum die abgerissenen Sätze hervor zu bringen: „Unsre Mutter — wird wohl auch — sterben!"

„Sterben?" fragte Stephanie erschrocken. „Ist sie denn krank?"

„Recht sehr!" erwiederte Christoph. „Sie hat sich gestämmt, so lange es nur anging. Nun aber liegt sie hart und fest. Ihre Glieder seien wie zerschlagen, spricht sie, und eine Hitze hat sie, wie ein geheizter Backofen."

„Ich werde mit dir gehen, mein Sohn!" sprach Stephanie — „und sehen, ob ich deiner Mutter in etwas beistehen kann."

Als Stephanie in die Stube der Kirbach'schen Familie trat, empfing sie ein sehr übler Geruch, welcher von der Leimfarbe herrührte, womit die Spielwaaren bemalt wurden. Aehnliche Unannehmlichkeiten scheuend, bleiben die meisten Reichen fern von den Wohnungen des menschlichen Elends und glauben, die Pflichten der Nächstenliebe sattsam erfüllt zu haben, wenn sie in ihren Geldbeutel greifen und der Armuth eine Gabe opfern.

Stephanie sah sich unter emsig arbeitenden Kindern und von tausend Spielsachen umgeben, welche wohl im Stande sind, die jugendlichen Herzen zu erfreuen. Aber ach! die, welche all' diesen Affen, Pferden, Hirschen, Hunden, Schäfchen, Kühen, Ziegen, Schweinen, Vögeln, Schlangen und anderen Thieren, diesen Soldaten, Jägern, Sägemännern, Bergleuten, Türken, Mohren, — diesen Bäumen, Häusern, Kirchen, Wirthschaften, diesen Kanonen, Flinten, Pistolen und zahllosen Gegenständen

das bunte Kleid umzuhängen hatten, — sie saßen stumm und traurig bei ihrer Arbeit da. Bekümmert und angstvoll wendete sich ihr Blick der Kammerthüre zu, so oft das Gestöhn der kranken Mutter durch dieselbe hereindrang.

Der Zucker würde uns weniger süß und der Kaffee weniger aromatisch schmecken, wenn wir allemal wüßten, wie viel blutige Schweißtropfen und Thränen der armen Neger an diesen überseeischen Erzeugnissen klebten. Eben so möge unsre Jugend zuweilen bedenken, wie ihre bunten Spielsachen oftmals bei hartem, trocknen Haferbrote, unter bangen Sorgen und Entbehrungen, in Krankenstuben, ja in Gegenwart des blassen Todes, welcher ein Familienglied auf das Leichenbret gebettet hatte, gefertigt worden sind. Denn manchmal zerstört unsre liebe Jugend dergleichen Erzeugnisse in weit kürzrer Zeit, als solche hergestellt worden waren.

Die Kinder betrachteten in ihrer Sorge um die kranke Mutter die Anwesenheit Stephaniens wie die Erscheinung eines helfenden Engels. Selbst die Kranke fühlte sich neubelebt, als Stephanie zu ihrem ärmlichen Lager trat und sie über die Umstände ihrer Krankheit ausforschte. Dieselbe schien Stephanien nichts weiter als eine heftige Grippe zu sein, weshalb sie der Wittwe das fortwährende Hüten des Bettes und sorgsame Abwartung des Schweißes anempfahl. Um den Ausbruch des letzteren zu beschleunigen oder herbei zu führen, bereitete Stephanie einen großen Topf voll Limonade, welche sie der Kranken mit der Weisung zuschickte, die-

selbe lauwarm zu trinken. Auch sorgte Stephanie dafür, daß die Kinder der Wittwe während deren Krankheit mit hinlänglicher Nahrung aus Herrn Dittrichs Küche versehen wurden, wozu sie leicht dessen Erlaubniß erhielt.

Stephaniens Cur wurde mit einem glücklichen Erfolge gekrönt. Frau Kirbach fiel in einen starken Schweiß, welcher zwei Tage ohne Unterbrechung fortwährte und eine günstige Entscheidung herbeiführte. Dabei trug Stephanie Sorge, daß die Kranke ungestört liegen bleiben und sich nicht erkälten konnte.

Das freudige Gefühl, vaterlosen Kindern die Mutter erhalten zu haben, war für Stephanien ein eben so süßer Lohn als der ungekünstelte Dank, den die Wittwe nebst ihren Kindern ihrer Retterin darbrachte. Dieses frohe Bewußtsein hatte Stephanie durch einige Krankenbesuche, durch einen Topf Limonade und einige Portionen Essens erkauft, während die Frau Consulin bei einer Spende von vielen Thalern nicht halb so viel Freude angerichtet oder eingeärndtet haben würde.

Stephanie hatte Herrn Dittrichs Kinder, theils durch freundliches Zureden, theils durch das Hindeuten auf die fleißigen Kinder der ärmeren Bewohner Seifens dahin vermocht, daß sie die sonst müßig verlebten Stunden des Tages mit irgend einer nützlichen Beschäftigung ausfüllten. Dabei befanden sich jene auch viel wohler als bisher der Fall gewesen war.

Eines Tages saßen, mit Ausnahme Lina's, welche der Großmutter Gesellschaft zu leisten hatte, die übrigen

Kinder des Kaufmanns in einem Zimmer des ersten Stockwerkes und theilten leeren, hölzernen Schachteln allerlei bunten Inhalt an Spielsachen zu. Julie zählte kleine hölzerne Teller, Schüsseln, Kannen, Tassen, Butterbüchsen und ähnliche Wirthschaftsgegenstände ab; Theodor setzte Städte aus Kirchen, Häusern, Thoren, Mauern und grünen Bäumen zusammen; Adolar schachtelte Soldaten ein, welche sich wie Pöklinge auf einander schichten lassen mußten.

„Du kommst wie gerufen —“ sprach Julie, als Lina, froh, daß sie endlich von der Großmutter frei gelassen worden war, ihre Geschwister aufsuchte. „Mir gehen die Kaffeemühlen aus. Oben auf dem Boden, an der Treppenthüre rechts, steht ein Korb voll — hole ihn doch herab.“

Dienstfertig sprang Lina davon, kam aber sehr bald und leer zurück. Dabei hatte ihr Gesicht einen ängstlichen Ausdruck angenommen.

„Nun?“ fragte Julie — „Was ist dir? Warum bringst du den Korb nicht mit?“

„Wie ich auf den Boden komme —“ erzählte die Kleine — „sitzt Stephanie neben der Feueresse und weint in ihre Schürze, daß — daß ich selbst mitweinen möchte.“ Wirklich verzog sich Lina's Antlitz zum Weinen. „Sie hörte mich nicht kommen —“ fuhr Lina fort — „und da habe ich mich heimlich wieder fortgeschlichen. Gewiß wäre sie erschrocken, wenn ich mit dem Korb geknistert hätte.“

Auch die Kinder erschraken über diese Nachricht.

„Warum wohl Stephanie weinen mag?“ fragten sie sich gegenseitig. „Hat ihr jemand von uns etwas zu Leide gethan?“

Die Kinder hielten strenges Gericht unter sich, in dessen Folge sie sich jedoch von wissentlicher Schuld frei sprechen mußten.

„Schon vorgestern Abend —“ erzählte Lina weiter — „hat Stephanie geweint. Sie hatte mich zu Bette gebracht und wie sie dachte, daß ich schliefe, da legte sie ihren Kopf auf mein Deckbette zu Füßen und weinte. Damals dachte ich bloß, daß Stephanie auch schliefe und schnarchte. Aber nun weiß ich's, daß sie geweint hat.“

Die Kinder zerbrachen sich die Köpfe und erschöpften sich in Vermuthungen, weshalb Fräulein Stephanie weinen möge.

„Ich weiß es!“ sagte endlich Lina, all ihren Muth zusammennehmend.

„Du weißt es? Rede!“ drängten die drei Geschwister.

„Die Großmutter!“ sprach Lina. „Sie ist immer recht garstig gegen Stephanie. Und die Ulrike steckt alle Tage bei ihr und klatscht von Stephanien nichts als Lügen und Böses.“

„Die schlechte Ulrike!“ rief Julie entrüstet aus.

„Der Neid spricht aus ihr —“ versicherte Adolar.

„Und weil sie nicht mehr wie früher in ihren Beutel wirthschaften kann —“ fuhr Theodor fort.

„Die Großmutter sollte ihr nicht die Lügen glauben —“ sprach Julie.

„Ob wir's dem Vater sagen?“ fragte Theodor.

Dazu schüttelte Adolar den Kopf. Die Kinder aber hüteten sich nun weit sorgsamer denn je, Stephanien Ursache zur Aergerniß oder Unzufriedenheit zu geben. Dennoch wurde Stephanie mit jedem Tage trauriger und in sich gekehrter. Häufig konnte man die Spuren von geweinten Thränen an ihren Augen wahrnehmen. Ihre blühende Gesichtsfarbe verlor sich und auffallend magerte sie ab. Dabei entwich die Heiterkeit und die Freude aus dem Hause und der Familie und eine ängstliche Spannung nahm mehr und mehr überhand. Niemand wagte zu scherzen oder zu lachen, ja kaum laut zu sprechen.

Herrn Dittrich selbst entging diese auffällige Veränderung nicht. Er heftete öfters seinen Blick voll Unruhe und Bekümmerniß auf Stephaniens erbleichtes Antlitz. Mehrmals öffnete er den Mund, um von Stephanien ein offenes Geständniß ihrer Gemüthsstimmung zu verlangen. Aber der Muth dazu schien ihm schnell wieder zu entrinnen. Vorauszusehen war, daß es endlich doch zu einer Erklärung kommen mußte und gerade diese wollte Stephanie um jeden Preis vermeiden.

Es war in den ersten Tagen des Augustmonates, als Stephanie eines Abends die Wittwe Kirbach besuchte und die hocherfreute Frau mit zwei Thalern von ihren Ersparnissen beschenkte. Dabei wendete sie sich zu den

arbeitenden Kindern und sagte: „Ihr müßt mir aber den Gefallen erzeigen und mit mir jetzt in den Wald gehen. Eure Gehülfen —" sie meinte die drei Vollrath'schen Kinder — „werden uns begleiten. Ich werde auch sie für ihre Versäumniß entschädigen."

Auch ohne dieses Versprechen wären jene gern mitgegangen, denn sie Alle erkannten in Stephanien eine geliebte Wohlthäterin. Diese lenkte ihre Schritte der Waldesstelle zu, wo Christoph dem Andenken seines Vaters ein Grab errichtet hatte.

„Nun singt, lieben Kinder, —" bat Stephanie mit weicher Stimme — „das schöne Lied: Wie sie so sanft ruhn. Thut, als wenn ich nicht da wäre. Darum will ich mich auch hinter diesen Wachholderstrauch verbergen. Singt, o meine Kinder!"

Christoph warf Stephanien einen Blick nach, die sich unter den Wachholderstrauch setzte, den Kindern den Rücken zukehrte und ihr Haupt in den Schooß niederbeugte; dann winkte er den sechs andern Sängern und begann den Trauergesang:

„Wie sie so sanft ruh'n, alle die Seligen!"

Wiederum zogen die feierlichen Klänge durch die stille Abendluft dahin und senkten sich dann hernieder in ein wundes Menschenherz, das des Trostes, ach! so bedürftig war. Der Gesang ist, wie die Musik überhaupt, ein Geschenk des gütigen Gottes, bestimmt, das zerstoßene Rohr aufzurichten, den verglimmenden Docht wieder anzufachen. Stephaniens Herz zerschmolz in Trauer

und Wehmuth; aber daraus hervor keimten allmählig die Seelenruhe, das Gottvertrauen, die Tugendfreudigkeit.

Die jugendlichen Sänger schwiegen schon geraume Zeit, ohne daß Stephanie sich gerührt hätte.

Endlich erhob sie das thränenüberströmende Antlitz, winkte mit der Hand und sagte schluchzend: „Geht! meine Lieben! Ich bitte, laßt mich jetzt allein. Dank für den schönen Gesang."

Da gingen die Kinder, zuweilen schüchtern nach Stephanien zurückschauend, die noch unbeweglich verharrete. Endlich erhob sich diese, um an den Grabhügel hinzuknieen.

„Vater! Mutter!" sprach sie andächtig — „möge euer Andenken mich stärken, auch das Schwerste zu vollbringen! Ich kann nicht anders, wenn ich nicht untergehen soll."

Still gefaßt, kehrte sie endlich in ihre Wohnung zurück. Als sie Lina zu Bette legte, küßte sie das Kind viermal und sagte dabei: „Behalte mich immer lieb."

Eben so dankte sie den übrigen Kindern, da sie ihr gute Nacht wünschten, mit ungewöhnlicher Innigkeit. Als Julie, die ebenfalls mit Stephanie in derselben Kammer schlief, nach Mitternacht einmal munter wurde, bemerkte sie, daß Stephaniens Bette noch unberührt war, und durch die Ritze der Kammerthüre noch helles Licht drinn in der Stube. Am andern Morgen erwachte Julie ungewöhnlich spät. Stephanie, welche bisher das Weckeramt ausgeübt hatte, war bereits aufgestanden,

wie das eingerissene, leere Bette bewies. Sie selbst aber war nicht zu sehen. Dagegen fand Julie in der Stube auf dem Tische einen versiegelten Brief, dessen Aufschrift an Herrn Dittrich lautete. Da ahnte dem Mädchen nichts Gutes. Sie überbrachte eiligst das Schreiben ihrem Vater, der, Stephaniens Schriftzüge erkennend, mit dem Briefe in seine Schreibstube ging und hinter sich die Thüre abschloß. Das Siegel zerbrach unter seinen zitternden Händen und mit unruhigen Blicken überflog er des Schreibens Inhalt. Herr Dittrich erblaßte, ließ den Arm mit dem Briefe sinken, sah wieder in denselben hinein, rieb sich die Stirn und trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne.

„Die triftigsten Gründe —“ wiederholte er, auf das Papier blickend — „die ich Ihnen nicht mittheilen kann und darf, — zwingen mich, plötzlich und ohne Abschied Ihr Haus zu verlassen, in welchem ich so viel Gutes genossen habe, so achtungsvoll behandelt worden bin. Mit Recht werden Sie mich undankbar schelten, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht anders handeln konnte — —“

„Ich habe es gefürchtet, daß es also kommen würde —“ sprach Herr Dittrich in tiefer Bewegung. „Stephanie ist zu edeldenkend, um mir die wahren Ursachen ihres Scheidens, die ich nur zu gut errathe, mitzutheilen. Und wer ist's —“ fuhr er, in Zorn aufwallend fort, — „der mein und meiner Kinder Glück zertrümmert?“

Rasch öffnete er die Thüre und, Stephaniens Brief

in der Hand, stieg er eilig zur Wohnung der Consulin hinauf. Vor der Thüre jedoch blieb er wieder stehen. „Gotthold —" sprach er zu sich selbst — „jetzt nicht! Dein Blut ist nicht ruhig genug. Du könntest vergessen, daß sie deine Mutter und blind ist. O meine Mutter! wenn du wüßtest, wie hart du deinen Sohn geschlagen hättest!"

Er stieg wieder herab, nahm seinen Hut und Stock und lief in den Wald. Als er wieder zurückkam, war es zehn Uhr, wo er, wie immer, zu seiner Mutter ging, um bei ihr Chocolade zu trinken.

„Meine Mutter, —" hob er, nachdem er an ihrer Seite Platz genommen hatte, mit bewegter, doch sanfter Stimme an — „Sie werden jedenfalls bereits erfahren haben, welchen Verlust unser Haus, unsre Familie, unser Glück diesen Morgen erlitten hat. Meine gute Mutter, es wird mir unsäglich schwer, Ihnen zu sagen, daß muthmaßlich — vielleicht — —"

Herr Dittrich stockte und haschte nach milden Worten.

„Rede frei heraus, mein Sohn!" sprach die Consulin gelassen. „Fast möchte ich errathen, was dein Mund zu sagen sich weigert."

„Ja, meine theure Mutter —" fuhr Herr Dittrich fort — „nach allen Wahrnehmungen scheinen Sie die vielleicht unschuldige Ursache zu sein, daß Stephanie so plötzlich von uns geschieden ist. Ich fürchte sehr, daß Sie den verleumderischen Einflüsterungen einer neidischen, boshaften Dienstperson meines Hauses ein zu williges Gehör gegeben und dadurch ein Wesen vertrieben haben,

dessen Wirken in unsrer Mitte nur ein segensreiches genannt werden konnte."

„Eine Schlange war diese Stephanie, mein Sohn!" versetzte die Consulin fest — „die mit ihrem schillernden, schönen Aeußern euch Alle, nur mich nicht, die Blinde, bethören konnte. Bereits hatte sie sich die Herrschaft über dein Eigenthum und Haus angemaßt. Sie schaltete als Herrin willkürlich damit, wie es ihr beliebte. Sie verschleppte deine Speisen, dein Holz, ja sogar dein Geld, um sich mit dem fremden Mammon gute Freunde zu gewinnen —"

„Das ist schmähliche Verleumdung, Mutter!" unterbrach sie der Sohn — „Glauben Sie mir: was Stephanie austheilte, geschah stets mit meinem Wissen, so wie mit meiner Bewilligung."

„Soll ich etwa die Verleumderin sein?" entgegnete die Consulin scharf. „Die bewußte Person strebte dahin, sich zur Herrin — daß ich's rund heraus sage — zu deiner Frau emporzuschwingen und da ich unverhohlen ihr dies in's Angesicht gesagt habe, so hat sie für gut befunden, ihr falsches Spiel hier fallen zu lassen und als die gekränkte Unschuld das Weite zu suchen. Ich hoffe, daß du mir für mein Verfahren noch einmal großen Dank wissen wirst."

Der Kaufmann war bei dem letzteren Theile dieser Rede abwechselnd roth und bleich geworden. Lange rang er nach Fassung. Endlich sprach er feierlich: „Meine theure Mutter! Nicht in den Sinn ist mir der Gedanke

gekommen, Stephanie zu meiner Gattin erwählen zu wollen und zwar deshalb, weil ich mich ihrer für unwürdig erachte. Hätte sie sich wirklich mit dem Gedanken befreunden können, mir ihre Hand zu reichen, so würde ich mich, meine Kinder und Sie, theure Mutter, nur höchst glücklich preisen können. Wollte Gott, daß Sie diesmal richtiger gerathen hätten, denn ich."

„Welche Sprache!" erwiederte die Consulin verletzt. „Du, der reichste Kaufmann im ganzen Orte, der getrost an jede Thüre klopfen und um die stolzeste Braut werben darf — du unwürdig einer mittellosen Dienstperson?"

„O meine Mutter!" antwortete der Sohn — „wenn der Reichthum das einzige Hinderniß meiner Verbindung mit Stephanien wäre, so würde ich ihn als eine lästige Bürde von mir werfen."

„Wenn du 20, anstatt 39 Jahre alt wärest —" sprach die Consulin — „so würde ich dir eine so unüberlegte Rede verzeihen. Eine Frau, wie Stephanie, kannst du täglich und dutzendweis bekommen; doch einen vollen Geldsack nicht."

Der Kaufmann sah hier seine Mutter mit einem Ausdrucke innigen Mitleides an. Dann sagte er nach einer Pause und mit Heftigkeit: „Aber, meine Mutter, die verleumderische Ulrike muß noch heute unser Haus verlassen."

„Dann würdest du deine Mutter in Ulriken kränken —" versetzte die Consulin. „Ulrike diente uns nun bereits seit sieben Jahren treu und ehrlich; Stephanie

dagegen nur wenige Monate. Du wirst Ulriken behalten, hoffe ich, mein Sohn.“

Unmuthig biß Herr Dittrich in seine Lippen. „Habe Geduld, Gotthold —“ sprach er leise — „es ist deine Mutter — sie ist blind!“

Sobald der Kaufmann in seine Schreibstube zurückgekehrt war, setzte er sich hin und schrieb einen langen Brief, dessen Aufschrift an Fräulein Stephanie Füllkruß lautete. Nach Absendung des Schreibens brachte Herr Dittrich drei Tage in der qualvollsten Ungeduld zu, welche ihm nirgends Ruhe vergönnte. Da langte endlich ein Brief an, den er mit bebenden Händen erbrach.

„Wie ich's fast gefürchtet hatte!“ sprach er voll Schmerz, nachdem er den Inhalt des Papiers überflogen hatte. „Welch' einen köstlichen Edelstein habe ich, haben meine Kinder verloren, hast du, meine Mutter, mit den Füßen von dir gestoßen!“

Herr Dittrich weinte, jedoch seine Thränen vor Jedermann sorgfältig verbergend. Dann schrieb er abermals, siegelte eine schwere Geldrolle ein und sendete beides an die entflohene Wirthschaftsführerin. Von nun an war von derselben keine Rede mehr zwischen Mutter und Sohn. Nur die Kinder seufzten im Stillen nach ihr und klagten des Tages mehrmals gegen einander: „Ach, wenn doch Stephanie noch bei uns wäre! Seitdem sie fort ist, geht es bei uns zu wie im Kloster, ja wie im Grabe.“

Die Frau Consulin aber sagte zu ihrem Sohne:

„Nun hast du keine Ausrede mehr wegen des Hofmeisters. Du wirst also des baldigsten dazu thun, mein Sohn.“

Und der Sohn gehorsamte dem mütterlichen Wunsche.

Fünftes Kapitel.

Der Hauslehrer und der Geburtstag.

Gar bald langte der verschriebene Hauslehrer aus der Hauptstadt des Landes in Seifen an. Er konnte 30 Jahre alt sein, war klein, aber wohlbeleibt, trug eine Brille und sprach sehr schnell und viel, so daß man kaum vor ihm zum Worte kommen konnte. Da seine Handschrift fast kaum zu lesen war, so mußte der Thorschreiber auch ferner die Schreibestunden ertheilen, was Herrn Dittrich sehr lieb war, die Frau Consulin dagegen gewaltig verdroß. Schon nach wenig Tagen gerieth Herr Wilmsen, so hieß der Hofmeister, mit dem Thorschreiber in Streit. Als jener nämlich die Schreibebücher der Kinder durchsah, hob er hastig zu dem Thorschreiber an: „Was ist das, Herr? Was lassen Sie da für Unsinn schreiben? „Brutus half den Julius Cäsar erdolchen und Bamberg liegt in Baiern. —“ Welch' eine confuse Zusammenstellung der verschiedenartigsten Sätze! Ferner heißt's hier wieder: „Der Heide Phädrus hat

schöne Fabeln geschrieben und mit Pflaumenmus füllt man die Pfannkuchen.“ Das ist zu toll! Herr! wenn nun die Kinder solche schreiende Sätze in ihre übrigen schriftlichen Ausarbeitungen aufnehmen? „Kanonen braucht man im Kriege und die Kanne Butter hat heute einen halben Thaler gekostet“ Herr Thorschreiber, eine solche Zusammenstellung kommt mir vor wie — wie Buttermilch und Sauerkraut.“

Der alte Mann erröthete, weil der Hofmeister diesen Tadel in Gegenwart seiner Schüler aussprach. Dann sagte er mit einiger Verlegenheit: „Ein Jeder verfolgt seinen eignen Gang — und ich lasse mir nicht machen bang. Begreifen Sie denn nicht, Herr Magister, daß mir's nicht um die Sätze und deren Inhalt, sondern darum zu thun war, drei Be und eben so viel Pe anzubringen, damit meine Schüler die verschieden vorkommenden Schriftzüge erlernen können? Und versichern kann ich Ihnen auch, daß gerade durch die neckische Zusammenstellung der Sätze dieselben sich dem Gedächtnisse fester einprägen, als auf andere Weise geschehen würde. Sie ärgern sich über meine Schreiberei. Wissen Sie aber, Herr Magister, daß ich mich weit mehr noch über Sie ärgere?“

„Wie so? Warum? Sagen sie an, Herr!“ drängte der Hofmeister sprudelnd und hitzig.

„Nicht sowohl über Sie selbst —“ versetzte der Thorschreiber — „sondern über Ihren Namen. Eine schlaflose Nacht schon hat derselbe mich gekostet und trotz al-

les Grübelns finde ich noch immer keinen Reim darauf. Hießen Sie statt Wilmsen, wenigstens Wilsen, so reimte ich darauf zum Beispiel: Unser Herr Magister Wilsen — scheidet die Körner von den Hülsen."

Der Magister murmelte hierauf einige lateinische Worte in den Bart, von denen eins wie Stultus klang. Die Kinder hatten sich dabei ganz still verhalten. Nachdem aber die Lehrstunden vorüber und sie sich selbst überlassen waren, hob Theodor an: „Mit Stephanie war das goldene Zeitalter wieder in unser Haus gekommen, wie damals, da unsre selige Mutter noch lebte. Mit dem Magister aber das eherne. Am Ende kommt auch noch das eiserne herbei und dann ist's vollends aus mit dem Lachen."

Herr Dittrich sagte kein Wort über den Hofmeister. Still besorgte er seine Geschäfte und ließ im Hause Alles gehen, wie es eben ging. So hatte er auch vermieden, mit seiner Mutter über den neuen Hausgenossen zu sprechen, weil diese eigentlich die Ursache seiner Anwesenheit war und er deshalb ihrem Urtheile nicht vorgreifen wollte.

Drei Wochen waren auf diese Weise verstrichen und Theodor und Adolar seufzten und schwitzten unter dem Auswendiglernen lateinischer Vocabeln, Julie dagegen mußte dicke Hefte über die Rede- und Schreibekunst der Alten abschreiben und Lina das Einmaleins ihrem Gedächtnisse einprägen. Herr Dittrich saß wieder neben seiner Mutter und trank gedankenvoll seine Tasse Cho-

colade. Die Frau Consulin hatte schon mehrmals sich geräuspert, um zu sprechen, aber immer wieder die halbgeöffneten Lippen geschlossen.

Endlich raffte sie ihren, sonst nicht kleinen Muth zusammen und sagte: „Das muß ich gestehen: ein schlimmeres Subject hätte uns der Herr Hofprediger nicht zuweisen können, als dieser Herr Wilmsen ist.“

„Wie so, meine Mutter?“ fragte Herr Dittrich vor Erstaunen. „Ich glaubte vielmehr, daß der neue Lehrer Ihre völlige Zufriedenheit hätte. Er raucht und schnupft nicht.“

„Aber er ist rechthaberisch —“ fiel die Consulin ein — „läßt Einen nicht zum Worte kommen und will stets das letzte Wort behalten. Dabei sprudelt er Einem in's Gesicht und martert die Kinder, absonderlich die kleine Lina, die täglich bittere Thränen, des Einmaleins wegen, vergießt. Das Allerschlimmste nnd Unausstehlichste aber ist sein Flöteblasen. Dasselbe bringt mich noch um. So wie die unglückliche Flöte zu wimmern beginnt, so wimmert und heult mein Azor mit, daß ich vergehen möchte. Durch das ganze, weite Haus dringt der klägliche Ton. Schrecklicher klingt das Krächzen des Todtenkäuzleins nicht. Das Blasen weckt mich früh aus dem Schlafe und begleitet mich Abends in's Bette. Ich begreife nicht, woher der Mensch den Athem dazu nimmt. Der Tabaksrauch des Thorschreibers ist nichts gegen die Dudelei.“

Ueber Herrn Dittrichs Antlitz verbreitete sich ein

mattes Lächeln. Dann entgegnete er: „Nun, so müssen wir dem Magister sein Flöteblasen untersagen. Er kann ja im Walde der Musik huldigen, so viel ihm beliebt."

„Das habe ich ihm ja gleich den andern Tag nach dem erstmaligen Blasen gesagt —" sprach die Consulin. „Da hat mir der anmaßende Mensch ganz trocken erwiedert: Das ginge nicht. Mein Sohn — offen sage ich dir heraus: ich dulde den Magister keine Woche länger im Hause. Er oder ich muß fort."

„Meine Mutter —" antwortete der Sohn — „der Magister hat vierteljährige Aufkündigung von uns zugestanden bekommen, daher wir ihm wenigstens fünf Monate seinen Gehalt und sein Kostgeld fortzuzahlen hätten."

„Gieb ihm, was er fordern kann —" sagte die Consulin hastig — „und soll ich die Ausgabe aus meinen Mitteln allein tragen."

Schon am nächsten Tage packte der Magister zufrieden zusammen, denn er ging mit einer hübschen, runden Geldsumme von dannen. Aber noch zufriedener waren seine Zöglinge, welche wieder ihre vorigen Lehrer bekamen und sich dabei ungleich wohler befanden als unter des Magisters Zucht. Als der Herbst kam, ereignete sich eine neue, wenn schon unbedeutendere Veränderung in Herrn Dittrichs Hause. Ulrike, die Köchin und Vertraute der Frau Consulin, heirathete einen jungen Mann, welcher im Verein mit seinem Bruder ein Fahrgeschäft unternommen hatte.



Die Frau Consulin stattete mit freigebiger Hand ihre Lieblingin aus, welche ihrem Manne mehrere Hundert Thaler zubrachte, wofür dieser vier rasche, junge Pferde und einen neuen Frachtwagen ankaufte. Die Leute in Seifen behaupteten von diesem Gelde, daß Ulrike dasselbe auf Unkosten ihrer bisherigen Herrschaft sich gesammelt habe. Herr Dittrich mochte wohl denselben Verdacht hegen, jedoch war er froh, daß er auf diese Weise von Stephaniens Angeberin befreiet wurde. Die Consulin dagegen ließ es nicht bloß bei der Ausstattung bewenden, sondern sie vermochte auch ihren Sohn, daß derselbe fortan Ulrikens Manne, welcher Fiedler hieß, die Verladung der fortzusendenden Waarenkisten übertrug.

Seit Stephaniens Wegzuge hatte Herr Dittrich die Sorge für die Kirbachsche Familie übernommen und dieselbe theils mit baarem Gelde, theils durch andere Gaben unterstützt. Ja, als Ulrike sich verheirathete, so besetzte Herr Dittrich die dadurch erledigte Stelle einer Köchin in seinem Hause nicht wieder, sondern ließ dieselbe durch Frau Kirbach verwalten, welche die Kochkunst verstand und mit Hülfe einer Küchenmagd ihrem neuen Amte recht wohl vorstand, was bei den eigensinnigen Ansprüchen der Frau Consulin viel sagen wollte. Frau Kirbach war daher den größten Theil des Tages in des Kaufmanns Hause und kehrte erst am Spätabend in ihre Wohnung und zu ihren Kindern zurück. Diese befanden sich bei dieser Einrichtung gleichfalls nicht übel, indem der Brosamlein viele und kräftige von des reichen Herrn

Dittrichs Tische fielen, wovon die Aermsten sich nährten.

Der 30. October war herbeigekommen und mit ihm der Consulin Geburtstag. Der Blumengarten am Hause hatte seine Letzlinge hergeben müssen, um das Zimmer der Consulin mit Sträußern und Kränzen zu schmücken, welche zwar die Blinde nicht sah, jedoch durch den Geruch und das Gefühl wahrnahm. Herr Dittrich und seine Kinder hatten ihre Glückwünsche nnd zugleich verschiedene Angebinde dargebracht, die vorzugsweise die Sinne des Geruchs, des Gefühls und Geschmacks beschäftigten und in Wohlgerüchen, Leckereien und theuern Stoffen bestanden. Unter den Gratulanten befand sich auch der Thorschreiber, welcher, um jegliche Aergerniß der Geburtstägerin zu umgehen, seine Kleider mehrere Tage hindurch an die Luft gehängt und ausnahmweise geduldet hatte, daß durch Adolar einige Tropfen kölnischen Wassers auf seine Rockklappen gegossen worden waren. Außerdem hatte Herr Dittrich seiner Mutter noch einen Ohrenschmaus zugedacht und in dieser Absicht die beiden Oelgemälde mit den neuen Spieluhren zu dem heutigen Tage, ohne daß es die Consulin gemerkt hatte, zum erstenmale in deren Zimmer aufhängen lassen. Diesmal hatte die Blinde der Chocoladengäste mehrere in ihrem Zimmer. Als sie ihre Tasse zum Munde führte, zog Herr Dittrich am Schnürchen und die Spieluhr über dem Sopha begann Maria von Webers liebliche Gesangweise aus dem Freischütz: „Schelm, halt fest" und sodann: „Grillen sind mir böse Gäste."

Die reinen Silbertöne klangen so bezaubernd, daß die freudig überraschte Consulin ihre Tasse hinsetzte und andächtig lauschte. Ein zweiter Ruck an dem Schnürchen und der Marsch des alten Dessauers lösete die einschmeichelnde Singweise ab. Da erwachte der Soldatenmuth und Geist in dem Thorschreiber. Sein Haupt richtete sich kühn empor, seine Gestalt dehnte sich aus, die Augen blitzten kampfslustig und die eingesunkene Brust hob sich, von Muth erfüllt. Auch er setzte seine Tasse hin, um, mit den Fingern auf den Mahagonitische trommelnd, den Marsch zu begleiten. Dabei nickte er, trotz einem Pagoden, mit dem Kopfe nach dem Takte. „Eine Musik, —" brummte er nach dem Schlusse — „die selbst Todte wieder zu erwecken vermöchte. Ein alter Dessauer kommt doch nimmer wieder."

Mit der Musik ist es nicht, wie mit dem Weine, von welchem man bekanntlich zuerst den guten, und dann den geringern seinen Gästen vorsetzt. Bei der Musik thut man gerade das Gegentheil. Das dritte und letzte Stück, welches der Kaufmann bis zum Schlusse verspart hatte, sollte dem Ganzen erst die Krone aufsetzen. Nun ist zwar der Geschmack verschieden und die Webersche Musik dürfte gar Manchem schöner dünken als diejenige, welche jetzt die Melodie begann: „Freuet euch des Lebens."

Aber Tausende sind schon durch diese echte Volksweise wirklich erfreuet worden und wenn auch in neueren Zeiten neue Weisen die alten verdrängt haben, so

behauptet denn doch jene Melodie noch immer ihr Recht bei gar vielen Herzen. Dies ersah man auch bei den Anwesenden, welche fast insgesammt den Klängen der Spieluhr die Textworte, leise summend, brummend und fistulirend, unterlegten. Kaum aber, daß die Spieluhr schwieg, so fiel draußen vor der Zimmerthüre frisch und freudig, hell und kräftig, ein jugendlicher Chor mit den Worten ein:

„Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose, eh' sie verblüht."

Da ersah man, daß Menschenstimmen jegliche anderen Klänge an Lieblichkeit weit übertreffen. Selbst die Blinde wurde durch den unsichtbaren Chor freudig und tief bewegt. Alle lauschten mit angehaltenem Athem dem Gesange, bis dessen letzte Strophen beendigt waren. Dann erhob sich der Hausherr von seinem Sitze, öffnete die Zimmerthüre und sagte! „Ihr habt eure Sache brav ausgeführt, Kinder! Tretet nun herein, ihr jugendlichen Sänger, und zeiget, wer ihr seid."

Und herein quollen die sieben Sänger und Sängerinnen, die der Leser bereits kennt und die gezeigt hatten, daß sie nicht blos Trauergesänge mit Gefühl vortragen konnten. Während sie aber in das Zimmer kamen, schlüpfte Herr Dittrich unbemerkt hinaus.

„Sehen Sie, Großmütterchen —" hob Julie an, vergessend, daß sie zu einer Nichtsehenden sprach — „die Mädchen haben Ihr Kleid an, welches Sie, der Farbenflecke wegen, abgelegt hatten. Steht es ihnen nicht

allerliebst?" Darauf überzeugte sich die Consulin durch das Gefühl, daß ihre Enkelin die Wahrheit gesprochen hatte. Auch zeigte die Blinde, daß sie wohl gütig und freundlich sein könne. Sie sprach mit den jungen Sängern und verabreichte einem jeden derselben eine Gabe an Gelde.

„Wie alt bist du, Christoph?" fragte die Consulin den hoch und stark gewachsenen Knaben.

„Zu Lichtmeß werd' ich vierzehn," versetzte jener.

„Und was willst du dann werden?"

„Was mein seliger Vater war: ein Fuhrmann."

„Und du fürchtest nicht, daß es dir eben so ergehe wie deinem Vater?"

„Nein —" versicherte Christoph — „das war einmal eine Ausnahme und Gottes Wille bei meinem Vater."

„Nun, wenn du auf deinem Willen beharrest —" fuhr die Consulin fort — „so werde ich mit unserm Fiedler reden, daß er dich einstweilen auf Probe annimmt und zu Ostern als seinen Fuhrknecht anstellt. Ich hoffe, du wirst's bei dem Fiedler nicht übel haben, wenn ich besonders bei Ulrike ein gutes Wort für dich einlege."

„Wenn das die Frau Consulin thun will! —" sagte Christoph freudig — „Fahren ist meine Lust und lebendige Pferde sind mir zehntausendmal lieber als die hölzernen, die ich anpinseln muß. Satteln und aufzäumen, an- und ausspannen kann ich schon."

Der Thorschreiber war über die Leutseligkeit der Frau Consulin dergestalt entzückt, daß er vor sich hin zu

trällern begann: „Wenn's immer so wär'! Wenn's immer so wär'! Doch —" fuhr er fort — „wo ist denn mein guter Herr Dittrich geblieben? Freuen muß er sich, sieht er seine Frau Mutter heute in ihrer besten Gloria."

Er ging hinab in die Wohnstube. Da erblickte er durch die Glasthüre des Schreibzimmers, daß Herr Dittrich mit dem Haupte still und unbeweglich auf seinem Schreibepulte lag. Zwar betroffen darüber, doch einmal von seiner guten Laune angesteckt, klopfte er mit dem Zeigefinger an die Glasscheiben und sang: „Freuet euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht."

Da hob Herr Dittrich schnell das Haupt empor, fuhr sich, ohne dem Thorschreiber das Antlitz zuzuwenden, mit der Hand über die Augen und versetzte gepreßt: „Wohl wahr, Herr Thorschreiber! Manchmal bekommt aber das Lämpchen einen Rispel, so daß es nicht hell brennen kann."

„Alles hat doch seine Noth!" brummte der Thorschreiber vor sich hin, indem er ging — „selbst der reiche Herr Dittrich!"

Sechstes Kapitel.

Die Täuschung und der Wuchrer.

Der Winter war vorbei, das Frühjahr gekommen und ein Sonntag. Die Consulin hielt ihre gewöhnliche Mittagsruhe, die bis um drei Uhr Nachmittag dauerte, und darum konnten alle vier Kinder des Kaufmanns zusammen in den Wald gehen. Diesmal geschah dies gegen die Gewohnheit der Kinder in sehr einsilbiger Weise. Endlich hob Adolar an: „Heute ist es schon der dritte Sonntag, daß wir keinen Wein zu trinken bekommen haben."

„Und eben so lange, —" fuhr Theodor fort — „daß auch der Vater keinen mehr trinkt, was er doch sonst sogar in der Woche that."

„Das Sonderbarste dabei ist aber —" sagte Julie — „daß der Vater thut, als wenn er sich und uns Wein einschänkte. Warum bekämen wir sonst Weingläser hingesetzt und das Bornwasser aus Weinflaschen eingegossen? Die Großmutter lebt immer des Glaubens, daß wir und der Vater, wie sonst, unsern Wein trinken."

„Es ist doch noch Wein im Keller —" bemerkte Adolar — „vielleicht an hundert Flaschen."

„Diese wären für die Großmutter bestimmt, — sagte mir neulich der Vater —" erzählte Julie.

„Ich weiß auch etwas —" begann Lina geheimnißvoll.

„Und was?" forschten die Kinder.

„Jetzt schänkt sich der Vater oft selbst die Chocolade ein, wenn er bei der Großmutter frühstückt —" berichtete Lina. „Aber dann gießt er die Tasse nicht halb voll. Wenn ihm aber die Großmutter einschänkt, so nippt er nur zum Schein von der Chocolade und gießt sie später heimlich wieder in die Kanne zurück. Und sonst bekam ich allemal eine Zuckerbrezel und der Vater aß eine. Jetzt behält er beide und legt sie hinterher zu den übrigen auf den Teller hin."

„Als ich letzthin meinen neuen Anzug, den ich gewiß recht nöthig brauchte, bekommen hatte —" sprach Adolar — „so fühlte die Großmutter meinen Aermel an und sagte: „Ei, ei, mein Sohn, ich dächte, dies wäre ungewöhnlich grobes Tuch? Da wurde der Vater roth und versetzte: Es ist eine neue Art Tuch, das gleich aus der Wolle und nicht erst aus Fäden gewebt wird. Es soll viel besser halten als das gewöhnliche. Ich aber sehe keinen Unterschied, blos daß das Tuch grob ist."

„Der Vater wird doch nicht lügen!" sprach Julie verweisend.

„Das will ich ja nicht gesagt haben —" entschuldigte sich Adolar.

„Sonst schickte der Vater aller zwei Wochen einen Frachtwagen voll Spielwaaren nach Nürnberg —" fuhr Theodor fort — „und jetzt sind schon fünf Wochen vergangen, ohne daß Fiedler etwas für den Vater zu verladen bekommen hätte. Der Handel ginge jetzt flau —

sagte neulich der Vater zum Thorschreiber. Aber warum verschicken denn die andern Händler noch eben so viel Kisten wie sonst?"

„Der Vater ist jetzt immer recht traurig —" sprach Julie.

„Desto fröhlicher ist er bei der Großmutter —" versicherte Lina.

„Ich denke, er stellt sich nur so —" entgegnete Julie.

„Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist —" sagte Theodor bedenklich.

Die Kinder kehrten später nach Hause zurück. Sie fanden die Großmutter bereits munter und im Gespräche mit einem Leinwandhändler begriffen, welcher als ein alter Bekannter die Dittrichsche Familie seit langen Jahren mit dem Leinwandbedarfe versehen hatte.

Die Blinde prüfte mittels des Gefühls und der Elle die Feinheit, die Echtheit, die Breite und die Länge der Leinwandballen, wählte, behandelte und legte das Erwählte bei Seite; dann berechnete sie den Gesammtpreis der ausgenommenen Waare.

„Es macht sechs und achtzig Thaler vierzehn Groschen —" sagte die Consulin — „und mein Sohn mag Ihnen, Herr Böhme, das Geld auszahlen. Rufe ihn herauf, Julie, deinen Vater."

Herr Dittrich erschrak, als er erfuhr, um was es sich handle. „Aber, liebe Mutter —" sagte er sanft — „wozu der große Leinwandvorrath? Warum für jedes Kind ein Dutzend neue Hemden, da sie denselben schnell

entwachsen dürften? Und solche feine Leinwand für die Kinder ist auch nicht rathsam und eine Mittelsorte eher an ihrem Platze. Drei Dutzend neue Handtücher! Das ist auch zu viel."

„Was versteht ihr Männer denn von der Wäsche und der Leinwand!" entgegnete die Consulin ärgerlich. „Das muß ich besser wissen. Was sind sechs und achtzig Thaler für einen Mann von deinem Vermögen!"

„Davon rede ich nicht, liebste Mutter —" erwiederte Herr Dittrich — „sondern von der Nothwendigkeit, ob diese Ausgabe zu machen sei oder nicht."

„Willst du mich zwingen, mein Sohn, die Leinwand aus meinem Beutel zu bezahlen —" fragte die Consulin — „da ich einmal den Handel abgeschlossen habe?"

„Bewahre! nein! meine Mutter!" versetzte der gehorsame Sohn, sich zu einem Lächeln gewaltsam zwingend. „Kommen Sie, guter Herr Böhme, hinab in meine Schreibstube und nehmen Sie daselbst Ihr Geld in Empfang."

Der Mann bekam sein Geld und ging. Herr Dittrich ging auch bald hernach und zwar nach dem böhmischen Grenzstädtchen Katharinenberg, das ein paar Stunden von Seifen entfernt liegt. Erst spät kehrte er am Abende zurück, ohne den Zweck seines Ganges genau anzugeben.

Als am andern Vormittage der Herr Thorschreiber den drei älteren Kindern Unterricht ertheilte, blickte er

zufällig durch das Fenster, welches auf den Garten hinausging.

„Ei was!" sprach er verwundert — „ist das nicht Herr Pinkert aus Katharinenberg? der Blutigel? der Wuchrer? Herr Dittrich wolle sich weder im Guten, noch im Bösen mit diesem gefährlichen Menschen in einen Handel einlassen. Ich muß ihn warnen. Sieh, er geht mit euerm Vater in das Lusthäuschen. So lange der Wuchrer drinn weilt, hört es auf, ein Lusthäuschen zu sein."

Den Kindern machte diese Rede bange. Gern hätten sie dem Thorschreiber all' ihre Befürchtungen mitgetheilt, doch schloß ihnen eine geheime Scheu den Mund.

„Sagen Sie nur nichts, wenn die Großmutter dabei ist —" bat endlich Theodor.

„Ich werde doch kein Kind sein!" erwiederte der alte Mann. „Aber, der Herr Pinkert — mit den Augen zwinkert — er mag nur immer Geld haben — um sein Herz daran zu laben. Gleich ein Verslein aus dem Stegreife! Julie, die Schlinge am Schluß-Es nicht so groß — Adolar, den Kopf in die Höh — Theodor, die Feder nicht mit zwei Fingern gehalten. He! dort schleicht Herr Pinkert still um die Ecke; just wie der Marder vom Taubenschlage; — ob er gelangt zu seinem Zwecke — ich noch nicht zu behaupten wage. Wieder ein Vers! In Wahrheit, dieser wuchrerische Filz — erscheint mir als ein gift'ger Fliegenpilz."

Der Thorschreiber rieb sich vergnügt die Hände über

das Gelingen seiner Knittelverse und vergaß darüber die beabsichtigte Warnung. Die Kinder dagegen wurden immer ängstlicher und gewiß hatten sie dazu auch immer mehr Ursache.

Ehemals hatte die ganze Familie eine und dieselbe Mittags- und Abendmahlzeit zu sich genommen. Selten nur, daß die Großmutter vorzugsweise eine besondere und theurere Leckerspeise erhalten oder mit ihrem Sohn getheilt hatte. Seit einiger Zeit war auch dies anders geworden. Herr Dittrich und seine Kinder aßen fortan nur ein Gericht und zwar ganz einfache Hausmannskost und allein die Blinde wurde reichlicher bedacht. Wenn die Blinde diesen Unterschied merkte, so hatte ihr Sohn einen Grund dafür anzugeben, welcher zwar einigemal, jedoch nicht für die Dauer gelten konnte.

Eines Mittags sagte die Consulin: „Frau Kirbach hat die Spargelsuppe heute versalzen. Findest du es nicht auch, Julie?“

Julie, welche, wie die Uebrigen, nur Wassersuppe in ihrem Teller hatte, gerieth in Verlegenheit, denn sie fühlte instinctartig, daß ihrem Vater daran gelegen sein müsse, der Blinden die Wahrheit zu verbergen. Sie erröthete daher, stammelte und sagte. „Ich dächte nicht — meine Suppe schmeckt ganz gut —“

„Das kann nicht sein —“ versetzte die Blinde einsinnig — „Laß mich deine Suppe kosten.“

Julie warf ihrem Vater einen ängstlichen Blick zu und schob dann zögernd ihren Suppenteller der Groß-

mutter zu. Diese kostete die Suppe und rief betroffen aus: „Das ist ja ganz andere Suppe! Nichts als Wasser und Brot!“

„Schelten Sie unsern Hofgärtner aus, meine Mutter —“ sprach Herr Dittrich scherzhaft, obgleich ihm die Lust dazu fehlte — „daß er nur einige, wenige Stängel Spargel als Erstlinge erbauet hat. Hoffentlich werden wir nach einigen warmen Tagen desto größeren Ueberfluß daran haben.“

„Aber das ist ja blos nackte Wassersuppe —“ entgegnete die Consulin — „nicht einmal mit einem Eie abgezogen.“

„Immer Fleischbrühe bekömmt man endlich auch überdrüßig —“ versicherte Herr Dittrich — „und einmal Wassersuppe kann nichts schaden.“

Die Consulin schwieg. Nach einer Weile hob sie wieder an: „An mich scheint eine alte Taube gekommen zu sein, so hart und zäh ist sie noch. Julie, du hast bessere Zähne denn ich; tausche deine Taube mit der meinigen.“

„Ach, beste Mutter —“ nahm Herr Dittrich schnell das Wort — „ein Schelm nur giebt mehr als er hat. Frau Kirbach konnte nicht mehr als diese eine Taube im ganzen Orte auftreiben.“

„Nun, so gieb mir dein Stück Braten oder deine Cotelette, Julie —“ sagte die Consulin — „und nimm dafür meine gebratene Taube.“

„Auch das ist unmöglich, meine Mutter —“ er-

wiederte Herr Dittrich. „Wir hatten fest auf die Tauben gerechnet und da wir abschlägliche Antwort erhielten, war es zu spät, um noch Braten oder Coteletten zu besorgen.“

„Ihr esset demnach nur Kartoffelmus?“ fragte die Consulin betroffen. „Keine Wurst? — keine Eier auf Butter dazu, die so schnell herzustellen sind?“

„Wir wollten keins von beiden —“ sprach Herr Dittrich — „und trefflich schmeckt uns das delikate Kartoffelmus. Ist's nicht so, Kinder?“

„Gewiß!“ betheuerten diese einstimmig und würden dies gethan haben, auch wenn sie nichts als trocknes Brot zu essen gehabt hätten. Ein dankbarer Blick aus des Vaters trüben Augen lohnte ihnen dafür.

Am nächsten Tage wanderte Herr Dittrich wieder nach Katharinenberg, obschon er dies verheimlichte. Als er spät erst zurückkehrte, sah er sehr niedergeschlagen aus und zwang mit Gewalt sein Antlitz zur Heiterkeit, so wie er sich seiner Wohnung näherte. Als am andern Morgen die Leute kamen, um fertige Spielwaaren abzuliefern, sprach Herr Dittrich, sichtbar zerstreut: „Kommt den Nachmittag wieder, guten Leute. Ich habe jetzt keine Zeit, die Waare nachzuzählen und auch kein einzelnes Geld.“ Im Widerspruche mit diesen Worten stellte sich Herr Dittrich, nachdem die Leute fortgegangen waren, an das Fenster und starrte in den Garten hinaus. Nach einer langen Weile ertönte ein schwaches, doch durchdringendes Pfeifen durch die Luft, bei welchem Klange

Herr Dittrich zusammenfuhr und erblaßte, dann aber verließ er eilig seine Schreibstube und wanderte durch den Garten dem Lusthäuschen zu, dessen Thüre er hinter sich verschloß. Dagegen öffnete er den Laden desjenigen Fensters, welches auf das freie Feld hinaus führte, langte einen Stuhl hinaus, den er auf den Erdboden gleiten ließ, und sagte zu dem draußen harrenden Manne: „Steigen Sie herein, lieber Herr Pinkert. Ich habe Sie mit großer Sehnsucht erwartet.“

„Ohne Zweifel, um Ihre Schuld an mich zu berichtigen?“ versetzte der Wucherer, indem er durch das Fenster hereinstieg. „Ich habe bedauert, daß Sie mich gestern nicht zu Hause fanden und mich deswegen heute zeitig auf den Weg zu Ihnen gemacht.“

„Ich habe eine unvermuthete Ausgabe gehabt —“ entgegnete Herr Dittrich gepreßt — „und wollte Sie daher um noch hundert Thaler Vorschuß bitten.“

„Bewahre! das geht nicht! durchaus nicht!“ rief der Wuchrer aus. „Wo denken Sie hin, Herr Dittrich! Uebermorgen schon ist der Wechsel fällig und anstatt ihn einzulösen, wollen Sie noch mehr dazu haben.“

„Sie sind durchaus nicht gefährdet —“ sprach der Kaufmann — „Summen von zwanzigfachem Betrage, wie meine Schuld bei Ihnen, habe ich außen stehen und erwarte ich jeden Tag deren Empfang.“

„Diese Sprache kenne ich —“ antwortete Pinkert. „Auf solche Versprechungen leihe ich keinen Groschen.

Also, übermorgen meine hundert Thaler oder — das Weitere wissen Sie."

„Was verlangen Sie, wenn Sie den Wechsel auf noch vier Wochen verlängern und mir außerdem eine neue Summe von hundert Thalern auf eben so lange Zeit oder etwas länger darleihen wollen?" — fragte Herr Dittrich.

„Erstens ein sichres Unterpfand —" erwiederte der Wuchrer — „sodann dreißig Thaler für meine Bemühung, und zwar je zur Hälfte für das alte wie für das neue Darlehn."

„Das ist ja entsetzlich — mehr als wuchrerisch —" rief der Kaufmann empört.

„Ich zwinge Sie ja nicht, meine Vorschläge einzugehen —" sagte Pinkert kalt. „Es ist Ihrem eigenen Willen anheimgestellt."

Herr Dittrich kämpfte eine Weile still mit sich selbst, dann hob er an: „Was für ein Unterpfand soll ich Ihnen geben? Etwas Anderes als einen Wechsel und das Wort eines ehrlichen Mannes, der noch nie seine Zusage gebrochen hat?"

„Etwas Anderes, mein Herr!" versetzte der Wuchrer — „und zwar etwas Sichreres als ein bloßes Papier und einen leeren Schall. Sie haben ohne Zweifel goldene und siberne Kostbarkeiten — Uhren, Ketten, Ringe, Brillanten, Silberwerk — holen Sie diese Sächelchen herbei und wir machen die Angelegenheit schnell ab."

Der Kaufmann seufzte tief auf. Dann schlich er

scheu und heimlich wie ein Dieb in sein Haus zurück, aus welchem er nach einer Weile mit einem schweren Bündel wieder heraustrat und dem Lusthäuschen zueilte. Der Wuchrer untersuchte und schätzte den Werth der verschiedenen Kostbarkeiten, worauf er seine Bereitwilligang, die Angelegenheit eingehen zu wollen, aussprach. Die beiden Männer setzten sich hierauf hin und schrieben Mancherlei und besiegelten das Geschriebene. Zuletzt zog der Wuchrer seinen Geldbeutel hervor und begann dessen Inhalt aufzuzählen.

„O weh!“ sprach er mit verstelltem Erstaunen — ,anstatt hundert Thaler, bringe ich deren nur neun und achtzig und einen halben zusammen. Die Zeit ist zu kırz, um erst einen andern Wechsel auszustellen. Ich werde Ihnen die fehlende Kleinigkeit bei unserm ersten Zusammentreffen einhändigen.

„Sie geben mir doch ein paar Zeilen auf diese Zusicherung?“ fragte Herr Dittrich.

Der Wuchrer stellte sich hierüber beleidigt. „Wie?“ rie er aus — „ich vertraue Ihnen so große Summen an und Sie verlangen über eine Lumperei eine Verschreiburg? Bin ich Ihnen nicht Sicherheit genug?“

„Es ist des Lebens und Sterbens wegen —“ meinte Her Dittrich „und im Handel darf man nicht übelnehmiso sein. Uebrigens haben Sie mir mehrere stark beschnttene Ducaten zu einem hohen Agio angerechnet, auch eine Anzahl entwertheter Geldstücke beigefügt, wodurch mir abermals ein Verlust von einigen Thalern erwächst.“

Der Wuchrer zuckte die Achseln. „Ich gebe Ihnen das Geld, wie ich's selbst bekommen habe —“ sagte er. „Steht es Ihnen nicht an, nun, so ist es noch an der Zeit, unser Geschäft rückgängig zu machen.“

Seufzend strich Herr Dittrich das Geld ein. Herr Pinkert dagegen steckte den Wechsel zu sich, nahm das Bündel mit den Pfändern unter den linken Arm und schickte sich an, aus dem Fenster des Lusthauses zu steigen.

„Sie sollten mir ja ein paar Zeilen über das fehlende Geld ausstellen —“ rief ihm der Kaufmann zu.

„Ich laufe Ihnen ja nicht davon —“ entgegnete der Wuchrer, lief aber nichts desto weniger wirklich davon. Mit einem Gemische von Schmerz und Entrüstung blickte ihm Herr Dittrich nach. Seine Fäuste ballten sich und machten eine drohende Bewegung.

„So weit ist es mit mir gekommen —“ rief er tief bewegt aus — „daß ich in solche Hände fallen mußte? O mein Gott! welch schwere Bürde hast du mir zu tragen auferlegt. Befreie mich bald wieder von ihr oder ich sterbe!“

Kaum daß Herr Dittrich das Lusthäuschen verlasen hatte und in seine Schreibstube zurückgegangen war, so kam Theodor eiligst die hölzerne Treppe von der Lindenlaube heruntergeschlichen. Der Knabe sah blaß und erschrocken aus. Seine Geschwister, welchen diese plötzliche Veränderung auffiel, fragten ihn betroffen um die Ursache derselben.

„Ach!“ entgegnete er leise und betrübt — „wenn



ihr wüßtet, was ich so eben wider meinen Willen vernommen habe! Der arme — arme Vater! Ach, könnten wir ihm doch helfen! Sterben will er, wenn's nicht bald anders mit ihm wird."

Und Theodor berichtete, was er in der dicht an das Lusthäuschen stoßenden Lindenlaube mit angehört hatte. Da merkten die Kinder, welche Noth den Vater niederdrücke, ohne freilich deren Ursachen zu erkennen, und nahmen sich heilig vor, durch Entsagungen und Entbehrungen ihrerseits dem Vater sparen zu helfen und dabei fröhlicher zu erscheinen, als ihnen wirklich um's Herze sei.

Noch an demselben Tage und zwar bei dem Mittagstische nahmen sie Gelegenheit, ihren Vorsatz in's Werk zu setzen. Wie jetzt in der Regel, war für die Consulin ausgewählteres und besseres Essen bereitet worden als für die übrigen Familienmitglieder. Dasselbe bestand heute in einer kräftigen Brühsuppe, einem Teller mit Backfischchen und der Hälfte eines jungen Huhnes nebst eingesottenen Preißelbeeren, das der Uebrigen dagegen aus Wassersuppe und Kartoffeln mit der Schale.

Theodor machte den Anfang, das Tischgespräch heiter zu gestalten und den wahren Thatbestand der blinden Großmutter zu verbergen, indem er zu derselben mit vergnügtem Ausdrucke anhob: „Nicht wahr, Großmütterchen, heute ist die Suppe nicht versalzen, sondern ganz köstlich? Wie weich die Klöschen darin sind! Ach, und könnten Sie nur die Fettaugen sehen, die darauf herumschwimmen." Die Consulin belobte gleichfalls die Suppe,

der Vater dagegen blickte den kleinen Aufschneider, welcher den gerühmten Klöschen in seinem Teller scheinbar mit dem Löffel nachforschte, mit ernster Betroffenheit an.

„Wie herrlich die Backfischchen duften!“ sagte später Adolar. „Längst schon hab' ich mich auf mein Leibgericht gefreut. Bitte, darf ich diesen köstlichen Burschen da auf meine Gabel spießen! Er lacht mich gar zu verführerisch an.“ Und der Knabe stach mit seiner Gabel eine Kartoffel an, die er aus der großen, dampfenden Schüssel auf seinen Teller versetzte und dann, mit etwas Salz, trocken zu verzehren begann.

„Mir riecht's wie gekochte Kartoffeln —“ sprach die Consulin — „eßt ihr deren vielleicht zu den Backfischchen?“

„Ja wohl, liebe Großmutter, —“ entgegnete Julie — „Nichts schmeckt besser dazu als Kartoffeln mit der Schale. Soll ich Ihnen ein paar, wunderhübsch, wie Röschen, aufgeplatzte aussuchen und schälen?“

„Nur eine einzige gieb mir, Kind!“ erwiederte die Consulin und Julie traf mit freundlicher Miene die Auswahl.

„Mir auch noch ein Backfischchen, oder zwei —“ bat Lina, die man gleichfalls mit in die Verabredung gezogen hatte. „hübsch braune, Julie!“

„Eßt euch nicht zu satt —“ warnte Theodor — „die gebratenen Hühnchen wollen auch noch Platz finden. —“ Je lauter und lustiger die Kinder das Gespräch fortführten, desto in sich gekehrter wurde Herr

Dittrich. Auf seiner Stirne lagerten finstere Falten, gleich drohenden Gewitterwolken. Die Blicke, welche er seinen Kindern zuwarf, hätten durch ihren tadelnden Ausdruck jene gewiß aus der Rolle gebracht, wenn sie nicht geflissentlich, ihren Vater anzusehen, gemieden hätten. Plötzlich zog dieser sein Taschentuch hervor, hielt es vor die Nase, wie wenn dieselbe blute, und verließ eilig die Wohnstube.

Betroffen blickten ihm die Kinder nach, zweifelhaft darüber, ob ihre eben ausgeführte Verstellung eine gute oder üble Aufnahme bei dem Vater gefunden habe.

Dieser blieb weg, bis seine Mutter in ihre Stube hinaufgegangen war und sich zur Mittagsruhe niedergelegt hatte. Dann trat er unter die Kinder — niedergeschlagen, traurig.

„Das ist der Fluch der Sünde —" hob er dumpf an — „daß sie immer wieder neue Schuld gebiert. Ich habe meine Mutter getäuscht — ich mußte sie täuschen, aus Liebe, und ihr — o wehe! ihr lüget nun mit lachendem Munde! — ohne Scheu — in meinem Beisein! Selbst Lina, das Kind — o wie schmerzt dies!"

Herr Dittrich verhüllte sein Antlitz, um den Kindern seine rinnenden Zähren zu verbergen. Die Kinder schluchzten bitterlich. Nach einer Weile hob der Vater wieder an: „Wir sind arm geworden — länger kann ich's euch nicht bergen — arm geworden durch fremde Schuld. Ich habe dies meiner Mutter verheimlicht, um sie zu schonen, sie, die bis jetzt den Mangel nie gekannt hat.

Ich hoffte noch immer, daß es bald anders und besser wieder werden würde. Ich fürchte, daß eure Großmutter stirbt, wenn sie die Wahrheit erfährt — und ihr treibt mit meiner Qual noch euern Spott! O das bricht mir das Herz!"

„Nein! nein! liebster Vater!" schluchzte Julie — „Nicht aus Spott haben wir uns verstellt. Wir kennen Ihre Noth und wollten nur helfen, dieselbe der Großmutter zu verbergen. Theodor hat in der Laube gestern gehört, wie schlimm Sie von Herrn Pinkert gedrückt werden. Und das Andere haben wir errathen. Wir wollen gern darben und sparen helfen und dabei lustig sein, damit nur die Großmutter nichts wahrnimmt."

„Das lohne euch Gott, Kinder!" versetzte Herr Dittrich gerührt. „Aber werdet ihr euch nicht das Laster der Lüge angewöhnen, wenn euer Mund täglich die Unwahrheit sprechen muß? Begehe ich nicht eine große Sünde, wenn ich eurer Verstellung ruhig zusehe?"

„Wir wollen nicht lügen lernen —" betheuerte Adolar — „nur die Großmutter schonen."

„Wenn wir durch eine Nothlüge unsrer Großmutter das Leben erhalten —" sagte Theodor — „sollte das eine Sünde sein?"

„Einmal wird sie freilich erfahren müssen —" entgegnete der Vater — „was ganz Seifen bereits weiß oder vermuthet. Es wäre denn, daß Gott sich unsrer Noth noch in Zeiten erbarmte und meiner Schuldner Herzen bewegte, daß sie zahlten. Ach, die Amerikaner

sind wortbrüchig geworden und an unserm Unglücke schuld. Und andere deutsche Handelshäuser haben sich dies gleichfalls zu Nutzen gemacht und verweigern mir deshalb die Bezahlung. Andere dagegen, denen ich für Colonialwaaren schuldete, drängten mich und darum bin ich jetzt so entblößt von Gelde."

„Wir wollen arbeiten, wie Kirbachs Kinder —" sagte Theodor — „und malen."

„Und ich helfe kochen und scheuern —" sprach Julie — „damit wir keine Magd weiter brauchen."

„Das geht nicht wegen der Großmutter —" bemerkte Adolar.

„Und ich suche für die Großmutter Erdbeeren im Walde —" rief Lina — „da braucht der Vater kein Geld dafür wegzugeben."

„Wenn nur unsre alte Rieke nicht gegen die Großmutter plaudert —" sagte Julie.

„Ich habe sie gebeten, zu schweigen —" versetzte der Vater — „und sie mit meiner Mutter niemals allein gelassen, seitdem die Noth hereingebrochen ist über uns. Aber es ist mir jetzt etwas leichter um's Herz, da ich mich nicht mehr gegen euch zu verstellen habe und ihr die Last mittragen helft. Wenn wir Sünde thun, indem wir die Großmutter betrügen, so wolle sie uns der liebe Gott vergeben."

Siebentes Kapitel.

Das Paschen über die Gränze.

Indeß lebte die Consulin in ihrer glücklichen Unwissenheit nach der gewohnten Weise fort. Sie ging eben nicht haushälterisch mit dem Gelde um, sondern kaufte und verschenkte, wie früher, nicht unbeträchtliche Summen, die dann ihr Sohn ihrer Kasse wieder ersetzen mußte. Diesem blutete zwar das Herz, wenn er seine geringe Baarschaft durch solche, oft unnöthige Ausgaben schmelzen sahe, und nicht weniger litten auch die Kinder dabei, denen oftmals das Wort auf der Zunge schwebte, um die Blinde zur Sparsamkeit zu ermahnen. „Wenn sie nicht blind wäre!“ sprachen sie dann zu einander. — „Wenn sie nicht vor Harm stürbe!“ Und so schwiegen und duldeten sie immer wieder.

Gleichwie eine Spinne ihr Netz dichter und dichter um ihr Opfer webt, es von allen Seiten mit Schlingen umgarnt und ihm dann das Blut aussaugt: so verfuhr auch der Wuchrer Pinkert mit Herrn Dittrich, der nicht wieder aus den Klauen des Elenden sich befreien konnte, sondern immer tiefer, unrettbarer in dieselben versank. Eine kleine Schuld, bei einem Wuchrer gemacht, wächst, wie der Schneeball auf der Alpe, zur Alles vernichtenden Lawine, zu einem Berge an, der den Schuldner und seine Familie mit ihm zugleich erdrückt.

„Mein Sohn —“ fragte eines Tages die Consulin — „wie kommt's, daß all' deine Vorrathskammern und deren Fachwerke leer von Spielwaaren sind? daß nur selten noch Leute gefertigte Waaren bringen?“

Herr Dittrich lächelte schmerzlich, aber er zwang sich und erwiederte mit muntrer Stimme: „Weil der Handel so lebhaft geht, daß ich gar nicht zu Vorrath kommen kann, vielmehr die fertige Waare gleich beim Fuhrmann verladen lassen muß.“

„Das zu hören freut mich —“ sagte die Consulin —. Da muß dein Vermögen auch hübsch zunehmen und du kannst auch den Leuten eher wieder etwas zuwenden.“

„Das thue ich auch, meine Mutter —“ erwiederte Herr Dittrich, indem er seufzend an den Wuchrer dachte. „Ich habe daher beschlossen, unsre besten Möbeln einmal in guten Stand setzen und aufpoliren zu lassen. Noch heute wird daher der Tischler kommen und sie abholen. Da jedoch die Seifener Tischler außer ihren Spielwaaren nichts Besonderes leisten, so habe ich die Sache einem Dresdener Tischler übergeben, welcher zufällig jetzt in Seifen anwesend ist.“

„Das ist sehr vernünftig von dir gehandelt, mein Sohn —“ sprach die Consulin lebhaft — „und ich selbst bekomme Lust, die Gelegenheit zu benutzen und auch meine Möbeln von dem fremden Meister prüfen zu lassen, ob sie etwa irgend einer Herstellung oder Ausbesserung bedürfen.“

„Ich bin der Meinung, liebe Mutter, daß Sie mit

diesem Vorhaben so lange warten, bis wir erst die Möbeln wieder haben, die heute fortgeschafft werden sollen. Es könnte sonst vorkommen, daß wir lauter leere Zimmer bekämen."

„Wahr! aber ansehen und aussuchen, was schadhaft ist, kann der fremde Tischler doch —" versetzte die Consulin. „Wann wird er kommen?"

„Ich erwarte ihn gegen Abend —" antwortete Herr Dittrich, indem er sich den Angstschweiß von der Stirne abtrocknete.

„Dann bringe den Mann ja auch auf mein Zimmer —" sprach die Consulin und befreite durch ihren Weggang ihren Sohn aus einer peinlichen Lage.

Wie der Leser schon errathen dürfte, war der fremde Tischler niemand anders, als der Wuchrer Pinkert, welcher mit mehrern Paschern erschien, um sich der besten Geräthschaften des unglücklichen Kaufmanns als Unterpfandes, oder vielmehr als seines Eigenthumes, zu versichern. Trauernden Blickes sahen die Kinder die schönen Stühle, Sopha's, Kommoden, Schränke, Spiegel und anderen Putzgeräthe aus den Zimmern tragen, wobei ihr Vater nur die Sorge hatte, daß der wahre Thatbestand durch kein unvorsichtig gefallenes Wort der Blinden offenbar würde. Deshalb beschwor er auch den hämisch lächelnden Wuchrer, da er ihn auf das Zimmer der nsulin geleitete, die Rolle eines vermeinten Kunsttischlers möglichst treu zu spielen, was jener auch versprach.

„Ihr Diener, meine wertheste Frau Consulin —"

hob der Wuchrer mit spöttischer Miene zu der Blinden an. „Sie haben, wie mir Herr Dittrich sagt, meiner begehrt, um Ihre Möbeln von mir untersuchen zu lassen. Nicht übel, wie ich sehe! Gewiß nicht in Seifen gefertigt? Hm, die Ausladung an diesem Schreibsecretair könnte geschmackvoller sein. Schreiben Sie denn, da Sie nichts sehen können?“

Hier winkte Herr Dittrich dem Wuchrer, ähnlicher Fragen sich zu enthalten. Dieser fuhr aber nichts desto weniger fort: „Aber, beste Frau Consulin, nehmen Sie mir's nicht ungütig — wozu Sie diesen zimmerhohen Spiegel brauchen, sehe ich nicht ein. Es ist ja gerade so, als wenn ein Kahlkopf sich einen Kamm kaufen wollte.“

„Mein Freund, —“ erwiederte hier die Blinde stolz — „ich habe Ihn zu mir rufen lassen, nicht um Seine Bemerkungen zu vernehmen, sondern von Ihm meine Möbeln besichtigen zu lassen, ob sie einer Ausbesserung bedürfen. Er wird das nicht vergessen.“

„Er wird's nicht vergessen, Madame —“ sagte der Wuchrer hämisch. „Aber, und wenn Sie mich nochmals ausschelten sollten — das Sprüchwort sagt doch: Wie kann der Blinde über die Farbe urtheilen — Wozu also diese Oelgemälde?“

„Befreie mich von diesem impertinenten Menschen —“ sprach die Consulin zornig zu ihrem Sohne. „Unmöglich kann derselbe aus der Residenz gekommen sein. Schaffe ihn hinaus, bitte ich dich.“

„Sie wollen also meine Dienste nicht, Madame?“ fragte der Wuchrer höhnisch. „Das werden Sie gewiß später bereuen. Denn alle Ihre Möbeln sind unscheinbar und bedürfen meiner helfenden Hand. Dieser Bilderrahmen, zum Beispiel, klafft in der Fuge auseinander — ha, wozu dieses Schnürchen?“ Er zog mit frecher Hand daran und die Spieluhr ertönte. „Ah! entschuldigen Sie, nun begreife ich erst, weshalb diese Bilder in Ihrem Zimmer hängen, Madame! Wollen Sie nicht wenigstens diese Bilder mir mitgeben? Ich besitze einen vortrefflichen Goldlack, der die Goldrahmen gegen das Fliegengeschmeiß schützt, und die Gemälde selbst würde ich putzen und firnissen, daß Sie Ihre Freude daran haben würden.“

„Kommen Sie —“ drängte Herr Dittrich den unverschämten Wuchrer — „meine Mutter bedarf Ihrer nicht, wie Sie hören.“

„Und ich rathe dir —“ fiel die Consulin ein — „dich mit dem Menschen gar nicht einzulassen und deine Möbeln einem andern Meister anzuvertrauen.“

„Ist zu spät, beste Frau Consulin —“ erwiederte der Wuchrer lachend — „die Sachen befinden sich bereits in meinen Händen. Auch wiederhole ich's Ihnen, daß Sie mich später noch bitten werden, Ihre Möbeln gleichfalls durch meine verschönernden Hände gehen zu lassen. Ich empfehle mich Ihnen, beste Frau Consulin, auf baldiges Wiedersehen — nicht doch! auf baldiges Wiedersprechen, da Sie ja nicht sehen können.“

Der Kaufmann fühlte eine starke Versuchung, den Wuchrer die Treppe hinabzuwerfen. „Der Elende!“ murmelte er zwischen den Zähnen — „er weiß, daß ich in seinen Händen bin und darum zeigt er sich nun ganz wie er ist.“

Herr Pinkert dagegen sagte auf der Treppe zu Herrn Dittrich: „Warum verheimlichen Sie Ihre Lage Ihrer Mutter? Warum lassen Sie sich lieber von fremden Leuten aushelfen? Ich sage Ihnen: Ihre Mutter hat noch Geld — viel Geld — denn außerdem würde sie die Nase weniger hoch tragen. Ich verstehe mich auf die Menschen, versichere ich Ihnen.“

„Gott solle mich behüten —“ versetzte der Kaufmann fest — „daß ich meine gute, blinde Mutter mit in mein Unglück hineinzöge oder ihr Eigenthum in Anspruch nähme. Was sie noch vom Vermögen besitzt, ist in der Residenz auf ein Grundstück versichert und bezieht meine Mutter die Zinsen davon, die sie nach ihrem Belieben verwendet.“

„Sie werden schon noch anders pfeifen lernen —“ sagte der Wuchrer und verließ das Haus, um die Fortschaffung der sich angeeigneten Möbeln zu besorgen.

Dieses Fortschaffen, welches mittels mehrer Wagen geschah, ging nicht, ohne großes Aufsehen zu erregen, vor sich. Kopfschüttelnd sahen die Bewohner Seifens mit an, wie des vormals so reichen Kaufmanns Eigenthum in die Hände des bekannten Wuchrers gefallen war, und fällten allerlei Urtheile über die ganze Sache.

„Ich halte es doch für Unrecht —" sprach Einer — „daß Herr Dittrich der alten, stolzen Consulin nicht reinen Wein über seine Lage einschänken will. Diese lebt noch immer auf dem großen Fuße fort und thut, als ob sie nur in den Geldsack zu greifen brauchte, indeß ihr Sohn und ihre Enkelchen darben müssen. Das nenne ich denn doch die Kindesliebe zu weit getrieben."

„Hätte sich Herr Dittrich nicht in zu gewagte Unternehmungen und noch dazu mit den Amerikanern eingelassen, —" fuhr ein Zweiter fort — „so stünde es auch nicht so schlimm mit ihm. Warum sind denn Andere nicht auch gefallen wie er?"

„Herr Dittrich —" mischte sich der Thorschreiber ein — „behält in seinem Unglück wenigstens den Ruhm, ein ehrlicher Mann und ein guter Sohn geblieben zu sein. Wenn er Andere hätte eben so betrügen wollen, als er selbst betrogen worden ist, so würde er auch noch fest stehen, wenn schon nicht in Ehren. Zehntausendmal lieber wollte ich der arme, aber ehrliche Herr Dittrich sein als der reiche Blutigel Pinkert. Ein Wuchrer ist eine Giftpflanze, die man gar nicht im Erdboden dulden, sondern mit Stumpf und Stiel herausreißen sollte. Ein Wuchrer ist ein Strudel, der Alles mit sich in den Abgrund reißt; ein Wuchrer ist ein Pudel, der brave Leute in die Fersen beißt! Gleich ein Reim, der gewiß hübsch klappt! Strudel — Pudel, reißt — beißt! Wie aber wird der Wuchrer die Möbeln über die Gränze

paschen können? Denn daß er den theuern Eingangszoll zahlen wird, sieht ihm nicht ähnlich."

„Wollen Sie es mit ansehen, Herr Thorschreiber?" fragte der Jägerbursche des Försters. „Ich weiß, wie, wann und wo das Hinüberpaschen geschehen soll. Heute werden sämmtliche Möbeln vor der Hand in ein Haus nahe der Gränze geschafft und morgen früh um drei Uhr geht das Wagniß vor sich. Holen Sie mich um zwei Uhr in unserm Forsthause ab, so können Sie ohne alle Gefahr den Zuschauer abgeben. Mein Herr wird auch dabei sein."

Da sagte der Thorschreiber zu und stellte sich pünktlich zu der bestimmten Zeit auf dem Sammelplatze ein. Während der Tag graute, erreichten die drei Männer die Gränze. Sie bestiegen dort eine Anhöhe, mit niederem Gebüsche bewachsen, von welcher sie die volle Einsicht auf zwei Thäler zur Rechten und Linken hatten. Noch lag der Wald still und stumm. Kein Vogel sang, kein Sonnenstrahl blitzte im Morgenthaue wieder; selbst die Lüfte schlummerten noch.

„Dort im Thale links" — raunte der Jägerbursche dem Thorschreiber zu — „geschieht ein Scheinangriff. Daselbst lauern bereits die Gränzjäger, hinter dem Buschwerke verborgen, auf die Pascher, von deren Anmarsche man sie geflissentlich in Kenntniß gesetzt hat, damit sie sich alle von dem eigentlichen Uebergangspunkte weg und nach einem erdichteten hinziehen sollen. Das Uebrige werden wir zu sehen bekommen."

Eine kleine Weile verging noch, wo die hinter Strauchwerke lauernden drei Männer nichts bemerkten. Endlich zeigte sich ein einzelner Wandrer, welcher einen schmalen Pfad über eine Waldlichtung dahinschritt. Bei seinem Austritte aus dem Busche hatte er still gestanden und sich ängstlich umgesehen. Auf der Achsel trug er einen kleinen Waarenballen. Bald hatte er die freie Stelle hinter sich und verschwand wieder in dem Gebüsche. Nicht lange währte es, so folgten ihm drei Männer, an den bei sich führenden Waarenballen als Pascher kenntlich, auf demselben Pfade nach. Fünf andere Kameraden machten den Beschluß der Paschergesellschaft, welche den Scheinangriff unternehmen und die Aufmerksamkeit der Gränzjäger auf sich ziehen sollten. Als diese sahen, daß keine Pascher weiter nachfolgten, folgten sie den vorrückenden leise auf dem Fuße nach, während die übrigen Gränzjäger an den beiden Seiten und vorn den Kreis enger und enger um die Pascherreihe zogen. In dem Augenblicke, wo diese, zu einer langen Linie vereint, abermals eine Lichtung im Walde erreichten, erscholl ihnen von mehreren Seiten ein gebieterisches „Halt" entgegen und dieser Aufforderung den gehörigen Nachdruck zu geben, streckten sich ein halbes Dutzend blitzender Flintenläufe aus dem grünen Buschwerke hervor.

Um die Zeit des Frühjahrs bemerkt man in den Gärten Spinnengewebe, in welchen zahllose, winzig kleine Spinnen, in einen Klumpen vereint, beisammen wohnen. Haucht man auf diesen unbeweglichen Beutel

oder bewegt man das Gewebe, so stieben mit Blitzes=schnelle die achtfüßigen Thierchen nach allen Richtungen auseinander, gleichwie der Raquetenstrauß bei einem Feuerwerke. Aehnlich machten es die Pascher, welche mit schnellen Füßen aus der Reihe sprangen und vereinzelt dem schützenden Walde zurannten. Dabei beobachteten sie die Kriegskunst, daß die Hälfte von ihnen, um den nachsetzenden Feind aufzuhalten, ihre Waarenballen wegwarfen. So besänftigt man einen auf uns losfahrenden Hund durch das Vorwerfen eines fetten Bissens.

Man muß bekennen, daß die Pascher ihre Gegner seelenkundig studirt hatten, daher die angewendete List auch als wirksam sich erwies. Denn da die weggenommene Paschwaare, theils ganz oder doch theilweise, den Gränzjägern zugesprochen wird, und bei denselben die Habsucht noch über das Pflichtgefühl zu gehen pflegt, so lenkte sich auch ihre Aufmerksamkeit mehr der weggeworfenen Waare als den fliehenden Paschern zu, daher diese von den, in aller Hast ihnen nachgesandten Schüssen nicht getroffen wurden.

„Alle dürfen ihre Waarenballen nicht wegwerfen“ — erklärte der Jäger dem Thorschreiber — „weil sonst die Grenzjäger von der weiteren Verfolgung der Pascher abstehen und ihre Aufmerksamkeit dem eigentlichen Angriffspunkte zuwenden würden. Geben Sie Acht, ob nicht die Pascher sich mehr links flüchten werden, um dadurch ihren Kameraden rechts desto freiern Spielraum zu verschaffen.“

In der That erwies sich diese Behauptung als richtig. Die Verfolgung wurde hitziger und wendete sich links in die Waldung. Das Echo hallte wieder von den häufiger fallenden Schüssen, und es war nicht anders, als wollte man einem feindlichen Heerhaufen das Eindringen nach Böhmen verwehren.

„Nun schauen Sie in das Thal rechts“ — sprach der Jäger zum Thorschreiber — „da geht es lustig her unter dem schützenden Flintengeknalle.“

Da erblickte der Thorschreiber eine lange, aus mehr als funfzig Menschen gebildete Reihe, welche, mit des Kaufmanns unterpfändlich genommenen Möbeln beladen, mit schnellen Schritten über die Gränze dahin pilgerte. Die Pascher schienen ihrer Sache so gewiß zu sein und sich für so sicher zu halten, daß sie auch nicht die geringste Anstalt zu ihrem Schutze getroffen hatten, und ganz und gar keine Furcht blicken ließen. Nicht lange währte es, so waren die Pascher über den gefährlichsten Punkt hinweg und aus den Augen der Zuschauer verschwunden.

„Fast komme ich in Versuchung“ — hob der Thorschreiber an — „die Gränzjäger von jener großartigen Pascherei sofort in Kenntniß zu setzen, damit der schändliche Pinkert um die Frucht seines Wuchers komme.“

„Wenn Sie über kurz oder lang todtgeschlagen sein wollen“ — versetzte der Förster trocken — „so thun Sie dies, Herr Scharschmidt. Sie scheinen noch keinen Begriff von der Rache der Pascher zu haben. Wir Gränz-

bewohner müssen dieser Art Menschen etwas weit durch die Finger sehen, sonst sind wir verloren. Thun wir dies aber, so haben wir sie zu unsern Freunden, und ihnen selbst verdanken wir die Kunde von der so eben mit angesehenen Pascherei."

„In den Bündeln, welche jene Pascher links von sich warfen" — fragte der Thorschreiber — „war wohl Sägespäne oder sonst werthloser Stoff?"

„Nein" — versetzte der Förster — „wollten die Pascher dies thun, so würden die Gränzjäger gar bald der angewendeten List auf die Spur kommen. Jedoch ist schon dafür gesorgt worden, daß der Belang der preisgegebenen Waare nur unbedeutend ist und in keinem Verhältnisse zu dem Werthe der eingepaschten Möbeln steht."

„Wie leicht kann aber ein Pascher erwischt werden —" bemerkte der Thorschreiber — „und welch' hartes Loos wartet dann seiner!"

„Das glauben Sie ja nicht —" erwiederte der Förster — „höchst selten wird man einen Pascher mit der Paschwaare gefangen bekommen. In der Regel hat er dieselbe vorher von sich geworfen. Dann leugnet er keck, gepascht zu haben, reinigt sich, zum Schwure getrieben, durch einen Meineid, und glaubt durch das Besuchen des Beichtstuhles den heiligen Gott wieder versöhnen zu können. Ja, bester Freund, durch die leidige Gränzabsperrung wird die Bestechlichkeit und die Untreue der Beamten, wird der Betrug, der Raub, der Meineid, der

Mord und Brand, die Rachsucht und der Haß, und noch vieles andere Böse befördert und ein Menschenschlag erzogen, der vor keiner Sünde zurückbebt."

Da gedachte der ehemalige Thorschreiber der Accise, wie sie sonst an den Thoren der großen Städte gehandhabt worden war und ähnliche Ergebnisse hervorgebracht hatte, wie das Paschen, und — seufzte.

Achtes Kapitel.

Edelsinn.

Wiederum waren einige Wochen vergangen, als der Thorschreiber in seinem Stübchen vor dem Tische saß, auf welchem ein längliches Kästchen stand, das er aufmerksam betrachtete. Dabei sprach er zu sich selbst:

„Noth bricht Eisen. Da hat der arme, liebe Herr Dittrich gar männlich sich gestemmt, um seine Mutter auch der kleinsten Annehmlichkeit nicht zu berauben. Endlich aber hat er doch die vier Oelgemälde mit den Spieluhren, die er voriges Jahr erst aus Prag kommen ließ, dem Blutigel Pinkert in den Hals hineinwerfen müssen. Die Frau Consulin weiß nicht anders, als daß die Rahmen wieder zusammengeleimt und mit Goldfirniß über-

zogen werden sollen. Ja, ja, auf's Leimen und Ueberziehen versteht sich Herr Pinkert gar meisterlich. So wie die Riesenschlange ihre Beute erst mit ihrem Speichel überzieht, bevor sie dieselbe hinabschlingt — ebenso Herr Pinkert. Spitzbube abscheulicher! auf alle vier Gemälde hat er Herrn Dittrich nicht mehr als sechszig Thaler geborgt und ich mußte ihm für das eine Spielkästel allein sechszehn Thaler bezahlen. Dabei that er noch Wunder, was er mir schenkte. Sechszehn Thaler! mein ganzes saures Ersparniß, zu meinem ehrlichen Begräbnisse bestimmt. Sechszehn Thaler für ein so kleines Kästel! Für vier Thaler hätte ich einen hundertmal größeren Sarg gehabt! Nun, beruhige dich nur, Leberecht! Begraben mußt du doch werden, wenn auch nicht so hübsch, als du es dir ausgedacht hattest. Der gute Herr Dittrich! er hat dir ja ungleich mehr schon zugewendet, als diese sechszehn Thaler, und wenn er wieder zu Gelde kommen sollte, so kann er mir den kleinen Vorschuß ersetzen. Die Frau Consulin ist freilich zuweilen etwas unfreundlich gegen mich gewesen, hat meinen besten Taback getadelt und mir die Schreibstunden entziehen wollen; indeß der Christ darf nicht nachträglich sein, und dann ist sie ja auch blind. Blind und verblendet zugleich. Denn daß sie immer noch nichts merkt, ist etwas stark und beweist, daß sie das Armwerden für rein unmöglich hält. Bevor ich aber das Kästel forttrage, muß ich mir erst einen Ohrenschmauß bereiten, damit ich doch etwas für meine sechszehn Thaler habe."

Er drückte an der Feder des Kunstwerkes und dasselbe begann zu spielen.

„Herrlich! Prächtig!" rief der alte Mann voll Entzücken. „Die Musik nimmt sich jetzt schöner noch aus, als da das Kästel hinter dem Bilde befestigt war. Jetzt kommt mein Leibstück, der alte Dessauer!"

Der Thorschreiber begleitete die Klänge mit Gesang und Trallern

„Es ist eigentlich Schade —" sprach er später — „daß ich das Kästel nicht für mich behalten soll. Ich werde ordentlich wieder jung bei der Musik. Es wäre ein einziger Genuß, bei einer Pfeife Taback alle Tage diese schönen Töne anzuhören. Nun, und wer hindert mich, dies zu genießen? Habe ich nicht das Spielkästel theuer genug bezahlt? Pfui, alter Scharschmidt! Du hast deine gesunden, hellen Guckefenster im Kopfe und kannst das Schöne in der Welt sehen. Die blinde Frau Consulin nicht, und wenn sie gar keine Erheiterung hat, so wird sie noch brummiger, als sie schon ist. Trag' die Musik fort, alter Knabe, bevor dich Satanas blenden kann."

Der Thorschreiber nahm hastig das Kästchen in die Hand und begab sich damit nach des Kaufmanns Hause.

„Herr Dittrich —" sprach er hier nach der ersten Begrüßung, indem er jenen bei Seite zog — „Herr Pinkert hat mir aufgetragen, dieses Kästchen mit der Musik Ihnen zurückzugeben, damit Ihre Frau Mutter nicht ganz ohne Zeitvertreib bleibe. Sie werden es daher schon

irgendwo hinstellen, daß die Frau Consulin nach Belieben das Ding erklingen lassen kann."

Da erschütterte Herrn Dittrich eine tiefe Bewegung. Mit einer Thräne im Auge blickte er den alten Mann an und entgegnete voll Schmerz und Rührung: „Auch Sie, Herr Thorschreiber? O mein Gott! so bin ich denn die schuldige Ursache, daß Alles um mich her zum Lügner wird? Ich habe das böse Beispiel gegeben und nun lügen meine Kinder, lügt mein Gesinde, lügen auch Sie, alter Mann! Aus Liebe zwar, doch bleibt's immer eine Lüge. Eine Lüge ist's, daß Pinkert Ihnen, gutwillig und um meiner Mutter einen Zeitvertreib zu gönnen, dieses Kästchen zurückgegeben habe."

Der Thorschreiber erröthete flüchtig. „Hm! hm!" entgegnete er, sich räuspernd — „Sie müssen meine Worte nicht so auf die Goldwage legen, liebster Herr Dittrich. Sie sehen mit Ihren Augen, daß der Pinkert das Musikkästel zurückschickt und haben weiter nicht zu fragen, wie und warum dies geschieht. Stellen Sie das Ding Ihrer Frau Mutter hin und damit Punktum."

Herr Dittrich umfing den Thorschreiber und küßte ihn. „Gott lohne Ihnen —" sprach er schluchzend — „Ihre edelmüthige Aufopferung. Ach, ich bin sehr unglücklich! Nicht, daß ich arm geworden bin, ist mein größter Kummer, sondern daß ich mich fortwährend meiner Mutter gegenüber verstellen und einen Reichthum erheucheln muß, der nicht wirklich vorhanden ist. Das Herz bricht mir, wenn ich meine armen Kinder ihre

schmalen und trockenen Bissen unter erkünstelter Fröhlichkeit verzehren sehe, die sie obendrein als theure Leckereien ausgeben müssen. Ach, wie vielmal habe ich die Lippen geöffnet, um meiner Mutter die Wahrheit zu offenbaren. Aber so wie ich ihr in das blasse, versteinte, seiner Augen beraubte Antlitz sehe, vergeht mir alsbald der Muth und ein Schloß legt sich vor meinen Mund."

„Ich glaube Ihnen, Herr Dittrich —" entgegnete der alte Mann gerührt. „Ich selbst vermöchte nicht, der Frau Consulin reinen Wein einzuschenken. Sonderbar! obschon sie Einen nicht ansehen kann, so ist man ihr gegenüber gleich so — — perplex — consternirt."

Herr Dittrich sprach noch länger zu dem Thorschreiber, wie er jeden Tag hoffe, daß wenigstens einer seiner vielen Schuldner Geld schicken würde; allein dieser hörte nicht mehr auf ihn und zwar deshalb, weil er in seinem Kopfe einen Reim auf perplex und consternirt suchte. Doch fühlte er dabei, daß es sehr unschicklich sein würde, wenn er bei den bewandten Umständen seine Dichtkunst laut äußern wollte, daher der Leser im Dunkeln bleibt, ob der Thorschreiber den gesuchten Reim gefunden hat oder nicht. Während er den Dittrichschen Kindern den gewöhnlichen Unterricht ertheilt, für welchen er gegenwärtig keine Bezahlung mehr erhielt, begeben wir uns in die Wohnung der Frau Kirbach, die, obschon mit dem Thorschreiber fast in gleichem Falle, dennoch ebenfalls fortfuhr, dem Kaufmann oder vielmehr der Consulin mit ihrer Kochkunst und ihrer Aufwartung

zu dienen. Sie that dies aus Dankbarkeit für das Gute, welches sie von dem Kaufmann genossen, so wie aus christlicher Liebe, die ihr gebot, diejenigen nicht zu verlassen, welche ihr früher in der Noth beigestanden hatten! Solchen Edelsinn findet man am häufigsten noch unter der niedrigern Volksklasse.

Christoph Kirbach befand sich seit Ostern ganz in den Diensten des Fuhrmanns Fiedler, wo er keine Noth litt und vollauf zu arbeiten hatte. Die andern drei Kinder malten noch immer fleißig und da die Blinde aus ihren Mitteln ihrer Köchin zuweilen ein Geldgeschenk machte, diese auch anderwärts einigen Verdienst fand, so war die Lage der Kirbachschen Familie nicht viel schlechter als die des Kaufmanns.

An demselben Tage, wo der Thorschreiber das Kästchen mit der Musik erhandelt hatte, besuchte Christoph seine Mutter. Er war mit dem Fuhrwerke seiner Herren eine Woche abwesend und in dem Niederlande gewesen, wie man dort die Gegend in der Nähe der Hauptstadt nennt.

„Grüß Euch Gott, Mutter!" sprach er munter. „Grüß euch Gott, Kinder! da wär' ich glücklich wieder zurück. Einen Fund bring' ich auch mit" Der Knabe zeigte eine lebendige Taube vor und fuhr fort: „Die zappelte nicht weit von der Straße auf dem Felde. Ein Jäger hat ihr den linken Flügel zerschossen und zwar erst kürzlich; denn sonst hätte sie schon ein Fuchs oder der Hunger sie getödtet." Er setzte das Thier auf die

Stubendielen nieder. „Wollt Ihr sie schlachten, oder leben lassen und füttern?“

„Leben lassen und füttern!“ fielen die drei Geschwister einstimmig ein.

Aber die Mutter sagte, der Taube Zustand betrachtend: „Das wäre eine Marter für das arme Thier. Seht ihr nicht, wie sie sich quält? Wir müssen sie schlachten. Und wie gerufen kommt mir der Braten. Ich hätte sonst wirklich nicht gewußt, was ich der Frau Consulin heute Abend hätte vorsetzen sollen.“

„Ich bringe auch noch etwas mit —“ fuhr Christoph schmunzelnd fort — „ein ganzes, gehäuftes Mäßchen köstlicher Kirschen.“

„Schon Kirschen!“ riefen die Geschwister freudig aus und blickten mit wässerndem Munde auf den Inhalt des Bündels, welches Christoph zu öffnen begann.

„Ja, Kirschen!“ wiederholte Christoph mit der Miene eines fröhlichen Gebers. „Unten bei Dresden giebt es Kirschen, sage ich euch, daß man sie mit Scheffeln mißt. Lange, lange Alleen von Kirschbäumen, die, zusammengestellt, einen großen Wald ausmachen würden, sieht man allerwege und die hängen so voll, wie — wie —“ Er suchte nach einem passenden Vergleiche.

„Wie die Zwiebelreihen?“ fragte Max.

„Das wäre noch gar nichts —“ entgegnete Christoph — „wie — wie der Kopf voller Haare — wie eine fette Butterbemme voll Sand, wenn man sie auf die Erde fallen läßt — wie eine Fichte voller Nadeln.

Laßt sie Euch gut schmecken, Mutter, und ihr dazu, Kinder."

Die Mutter suchte indeß für jedes ihrer Kinder vier Paare aus den Kirschen aus, die sie ihnen als Ohrglocken über die Ohren hing. Sie selbst begnügte sich mit derselben kleinen Zahl. „Die andern Kirschen —" sprach sie — „nehme ich für die blinde Frau Consulin und ihre Enkelchen mit, damit diese auch die Jahreszeit genießen. Diese armen Kinderchen sind weit schlimmer daran, wie ihr; denn ihr seid nichts Besseres gewöhnt. Aber jene haben ihre Lebtage aus der vollen Schüssel gegessen. Denen fällt das Darben nun doppe t sauer. Und wie geduldig sie ihr Elend tragen! Und wie gut sie gegen die eigensinnige Großmutter sind!"

Aber auch die Kinder der armen Wittwe ertrugen es geduldig, daß die größere Halbschied der leckern Kirschen nicht in ihren Mund, sondern in das Haus des Kaufmanns wanderten, wo sie nebst der gebratenen Taube die Abendtafel zierten.

Ueber der letzteren hob die Consulin mit verdrießlichem Tone an: „Das ist wahr: eine Ulrike bekomme ich doch nicht wieder zur Köchin. Wie matt und fade diese Bierkalteschale schmeckt! Frau Kirbach hat es an nichts mehr als an Allem daran fehlen lassen. Nicht Zucker, Citrone, Rosinen und Zimmet genug! Selbst das Bier schmeckt wie schaal. Und wie fatal das Klappern mit den blechernen Löffeln klingt! Ein Glück, daß kein frem-

der Gast da ist. Er müßte wirklich denken, daß man uns die Hülfe gethan habe."

Hier seufzte Herr Dittrich still in sich hinein.

„Wie lange bringt denn der Goldschmied mit dem Aufsieden des Silberwerks noch zu?" fuhr die Consulin unwillig fort. „Man hätte ihm auch nicht gleich auf einmal Alles übergeben sollen. Und eben so steht's mit dem Tischler aus der Residenz. Ich dächte, es müßten schon sechs Wochen vergangen sein, seitdem der fatale Mensch die Möbeln zum Aufpoliren mitgenommen hat. Der Mensch war mir gleich zuwider, da ich ihn sprechen hörte. Triffst du denn keine Anstalt, daß wir die Möbeln baldigst wieder bekommen? Fiedler war mit dem Fuhrwerke unten und hätte, da er fast leer zurückkam, wenigstens einen Theil mitbringen können. Diese alten, wackeligen Stühle und Tische, die du aus dem ganzen Hause zusammengetragen hast, mag ich keine Woche mehr hier dulden. Und dann klingt es überall so leer, so hohl, als wenn alle Stuben ausgeräumt wären. Ein Glück, daß ich meine Möbeln nicht hergegeben habe."

„Liebste Mutter —" erwiederte Herr Dittrich — „ich beabsichtige, unsre Wohnung durchaus neu malen und Thüren wie Fenster anstreichen zu lassen. Deshalb sehe ich es nicht ungern, daß die Möbeln noch nicht zurück sind. Wäre es da nicht gut, wenn Sie auf ein paar Wochen in Ihrem Zimmer blieben, um der Schmuzerei der Maurer und Maler, so wie dem üblen Geruche der Farben auszuweichen?"

„Es riecht jetzt schon übel hier —" antwortete die Blinde — „und zwar nach schlechtem Tabak. Gewiß hat der insolente Thorschreiber wieder einmal sein Kunststück gemacht."

Diese Rede schnitt dem Sohne in's Herz. Auch die Kinder blickten einander trauernd an.

„Allerdings ist der alte Mann hier gewesen und hat geraucht —" sprach Herr Dittrich. „Er brachte das Spielwerk des einen Bildes, welches wir Alle am liebsten hören, und zwar aus freundlicher Rücksicht auf Sie, meine Mutter. Er hat den Tischler, welcher die Rahmen ausbessern und mit Goldfirniß überziehen soll, veranlaßt, das Spielwerk von der Rückwand des Rahmens abzulösen und war sehr glücklich in dem Gedanken, Ihnen dadurch einen kleinen Gefallen zu erzeigen."

„Um der paar Tage willen, welche die kleine Arbeit erfordert —" sagte die Consulin gleichgültig — „hätte er sich die Mühe ersparen können. So lange kann ich schon warten."

„Darf ich das Spielwerk herunterholen?" fragte Julie. „Es steht auf Ihrem Spieltische, Großmütterchen. Dann haben wir Tafelmusik und Sie hören das Löffelklappern weniger."

Wenn die Löffel heute wirklich lauter als gewöhnlich geklappert hatten, so kam es daher, daß die Kinder nebst ihrem Vater nichts in ihren Suppentellern hatten und nur zum Scheine die Löffel handhabten.

Das Spielwerk wurde herbeigeholt und in Bewe-

gung gesetzt. Die süßen Töne erklangen und als sie das dritte Stück spielten: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht —“ da flossen des Kaufmanns Augen von heißen, bittern Zähren über und seine Kinder benetzten gleichfalls ihr Stück Brot mit ihren Thränen.

Es war eine sehr trübe Zeit!

Neuntes Kapitel.

Die Entdeckung.

Es war nicht zu verwundern, wenn Herr Dittrich, von steter Sorge gequält, auch körperlich leidend wurde. Seine frühere Wohlbeleibtheit machte mehr und mehr einer sichtlichen Magerkeit Platz; er fühlte seine Kräfte schwinden; der Schlaf floh ihn und man sah es seinem Antlitze an, daß seine Gesundheit zu wanken begann. Dieser Anblick erfüllte die Kinder mit der lebhaftesten Sorge und dem tiefsten Kummer. Die Consulin dagegen wurde mit jedem Tage mürrischer und verdrießlicher. Sie fühlte dunkel, daß es im Hause nicht mehr so stehe als sonst und maß diese Veränderung lediglich ihrem Sohne zu, welchem sie Lieblosigkeit, Geiz, Nachlässigkeit, Eigensinn und viele andere Fehler vorwarf. Herr Dittrich ertrug diese Beschuldigungen in stiller Er-

gebung; doch nagten solche um so mehr an seiner Gesundheit.

Die Consulin handelte so rücksichtslos, daß sie selbst gegen ihre Enkel deren Vater beschuldigte und seine Handlungsweise bitter tadelte. Eines Tages hatte sie dies gegen Julie und im Beisein Lina's gethan. Julie war weinend aus der Consulin Zimmer gegangen, Lina dagegen von ihrem Sitze im Winkel aufgesprungen und vor ihre Großmutter hingetreten.

„Mein Vater ist gut —" sagte die Kleine mit auflodernder Hitze — „Sie wissen gar nicht, wie gut. Wenn ich nur reden dürfte! Aber andere Menschen sind schlecht und darum ist es bei uns nicht mehr so hübsch wie sonst. Und wissen Sie denn, Großmutter —" fuhr die Kleine unter ausbrechendem Schluchzen fort — „daß unser Vater ganz elend geworden ist, und daß er bald sterben wird? Sie sollten ihn nur sehen, da würden Sie erschrecken und nicht mehr so auf ihn loszanken. Und weil er Alles in sich still hineinschlucken muß, frißt's ihm das Herz ab."

„Was schwatzest du da, unverständiges Ding?!" erwiederte die Consulin, betroffen über die Kühnheit des sonst so furchtsamen Kindes.

„O ich bin nicht so unverständig, wie Sie denken, Großmutter!" weinte Lina. „Ich weiß mehr wie Sie. Ich weiß, daß die bösen Leute in Amerika drüben den Vater um vieles Geld betrogen haben, daß wir arm geworden sind, daß unsre Möbeln nicht beim Tischler sind

und das Silberzeug nicht beim Goldschmied. Ich weiß noch viel mehr als das. Aber der Vater hat uns verboten, es Ihnen zu sagen, damit Sie sich nicht kränken sollen. Und Sie kränken meinen lieben, guten Vater alle Tage dafür!"

„Wie? Redest du die Wahrheit, Kind?" fragte die Blinde erschrocken.

„Ich werde doch! —" versetzte Lina unwillig — „obschon wir um Ihretwillen uns das Lügen haben angewöhnen müssen. Ja, ja, Großmutter! wenn wir Erdäpfel in's trockne Salz tauchten, mußten wir thun, als äßen wir Backfischchen, und mit den Löffeln in den Suppentellern herumklappern, als wäre Bierkalteschale darin. Schon lange trinkt der Vater keine Chocolade bei Ihnen mehr, sondern gießt sie allemal wieder in die Kanne zurück, damit sie auf zwei Tage langt. Und nicht eine Pfeife raucht er mehr, und nicht einen Tropfen Wein trinkt er mehr, damit er für Sie ausreicht. Und vieles Andere noch thut er mehr. O wenn ich nur reden dürfte!"

„Mein Gott! mein Gott!" rief die entsetzte Consulin — „wie erschreckst du mich, Kind!"

„Ja, das fürchtete eben der Vater —" erwiederte Lina — „und darum durften wir nicht reden. O, es ist uns auch recht sauer geworden! Das Herz wollte es uns abdrücken, wie Sie neulich auf den guten Herrn Thorschreiber zankten, weil er ein paar Züge Tabak in unsrer Stube geraucht hatte. Und gleichwohl hatte er für

seine sauer ersparten paar Thaler dem schlechten Herrn Pinkert das Musikkästel abgekauft, um Ihnen eine kleine Freude zu machen."

„Pinkert? Abgekauft?" fragte die Consulin erstaunt — „Wer ist Pinkert? Wie kommt er zu dem Spielwerke?"

„Der Herr Thorschreiber heißt den Herrn Pinkert nur einen Blutigel und einen Haifisch, der Alles verschlänge, was ihm vor den Rachen käme. Er hat unserm Vater Geld geborgt und dafür unsre Möbeln, unsre silbernen Löffel, die Bilder mit der Musik und noch gar Vieles an sich gerissen. Er wollte auch Ihre Sachen gern haben, aber das hat der Vater durchaus nicht zugegeben."

Die Consulin rang die Hände. „O mein Gott!" klagte sie — „warum hat mir mein Sohn dies Alles verschwiegen! Wenn er sich mir entdeckt hätte!"

„Das sagte Herr Pinkert auch —" versetzte Lina. „Er behauptete, Sie hätten noch viel Geld und würden den Vater gewiß aus der Noth helfen können. Aber der Vater meinte, es könnte Ihr Tod sein und darum wollte er nicht."

„Ach, mein armer Sohn!" rief die Consulin — „Wie habe ich dich verkannt! Wie sehr dir Unrecht gethan!"

„Ja, das haben Sie —" betheuerte Lina — „und uns auch. Wir haben vielmal geweint, wenn wir uns lustig vor Ihnen stellten und zum Scheine lachten."

„Schnell, Kind! führe mich zu deinem Vater!“ gebot die Consulin.

„Sie werden ihm doch nichts sagen wollen?“ fragte Lina erschrocken. „Ach, meine liebe, gute Großmutter! Sie wollen mich doch nicht verrathen, daß ich Ihnen Alles entdeckt habe?“

„Führe mich oder ich gehe allein —“ sagte die Consulin fest.

Da gehorchte Lina, jedoch bitterlich weinend.

„Was der Vater sagen wird!“ klagte sie unterwegs — „Wie mich meine Geschwister ausschelten werden.“

Wenn die Consulin durch Lina's Erzählung bis auf den Tod erschrocken war, so nicht minder und in derselben Zeit auch Herr Dittrich und zwar durch den bekannten Ton einer Pfeife, welcher von dem Lusthäuschen herkam. Derselbe zog Herrn Dittrich wie mit unsichtbarer Gewalt aus seiner Schreibstube nach dem Garten und dem Lusthause hin. Er war noch bleicher als gewöhnlich geworden; sein Haar sträubte sich empor! seine Glieder zitterten; seine Füße widerstrebten, vorwärts zu gehen. Dennoch ging er.

„Was will der Elende wieder?“ murmelte er dumpf — „habe ich ihn nicht befriedigt? Mit neuen, großen Opfern auf vier Wochen Nachsicht erkauft?“

„Warum ich Sie hierher gerufen habe?“ redete Pinkert den Kaufmann an — „Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie dieses Papier kennen und als richtig befinden?“ Dabei legte der Wuchrer dem bestürzten Kauf-

manne einen Wechsel über zweihundert Thaler vor, den dieser einem Nürnberger Handelshause ausgestellt hatte und der heute zahlbar war.

„Wie kamen Sie zu diesem Papiere?“ fragte Herr Dittrich bestürzt.

„Das kann Sie nicht kümmern —“ entgegnete der Wuchrer kalt. „Sie sehen, daß der Wechsel auf mich übergeschrieben ist und ich frage Sie demnach, ob Sie Ihrer Verbindlichkeit nachkommen wollen oder können?“

„Ich kann nicht! — Wenigstens für den Augenblick nicht —“ erwiederte Herr Dittrich matt.

„O ich warte viele Augenblicke —“ sagte der Wuchrer spöttisch — „bis um vier Uhr Nachmittags gedulde ich mich. Wenn Sie bis dahin das Geld schaffen können —“

„Das kann ich nicht!“ sprach der Kaufmann kopfschüttelnd.

„Nun, so muß ich mein Wechselrecht brauchen und Sie festnehmen lassen —“ drohte der Wuchrer.

„Ich werde mich nicht dagegen sträuben —“ versetzte der Kaufmann mit der Ruhe der Verzweiflung.

Hier polterten eilige Tritte die hölzernen Stufen von der Lindenlaube herab, welches Geräusch jedoch von den beiden Männern in ihrer Aufregung überhört wurde.

„So soll ich also die Gerichte herbeirufen?“ fragte der Wuchrer.

„Das haben Sie nicht nöthig —“ erwiederte der Kaufmann. „Ich werde Sie begleiten. Lassen Sie uns,

ohne hier Aufsehen zu erregen, dieses Haus verlassen."

„Ein Mittel gäbe es noch —" fuhr der Wuchrer zögernd fort, da er des Kaufmanns Ernst sahe, — „Ihnen die Wechselhaft zu ersparen. Suchen Sie Ihre Frau Mutter zu bewegen, daß Sie mit ihrem Vermögen für die Bezahlung des Wechsels Bürgschaft leistet."

„Nein! nein!" rief Herr Dittrich entschlossen aus. „Ich wiederhole Ihnen auf's Neue, daß ich meine arme, blinde Mutter nicht mit in mein Verderben ziehen will."

„Daß sie blind ist, bezweifle ich nicht, —" versetzte der Wuchrer höhnisch — „wohl aber, daß sie arm sei. Doch genug der unnützen Worte! Folgen Sie mir!"

In dem Augenblicke, wo die beiden Männer das Lusthaus verlassen wollten, stürzten durch dessen Thüre herein Theodor, Adolar und Julie. Ihr Anblick zeugte von dem größten Schrecken und der namenlosesten Angst.

„O mein Vater!" rief Julie, denselben mit beiden Armen umschlingend — „Verlassen Sie uns nicht!"

„Haben Sie Mitleid, bester Herr Pinkert!" flehte Theodor händeringend.

„Nehmen Sie Alles hin, was wir noch besitzen —" bat Adolar — „nur lassen Sie uns den Vater."

„Es ist mir lieb, daß ihr hier seid —" sprach Herr Dittrich bewegt — „ich muß mit Herrn Pinkert gehen und werde vielleicht erst in einiger Zeit wiederkehren. Saget meiner Mutter, daß ich genöthigt gewesen bin, schnell eine längere Geschäftsreise anzutreten."

„Nein! nein! nein!" schrieen die Geschwister. „In's

Gefängniß sollen Sie geführt werden. Wir wissen Alles. Adolar hat's in der Lindenlaube gehört."

„Nun, denn ja!" versetzte der Vater fest. „Und glaubt mir, Kinder, daß mein Schicksal im Schuldgefängnisse nicht schlimmer sein kann als es bisher war. Ich sah es also vorauskommen und da meine Befürchtung nunmehr eingetroffen ist, so fühle ich mich weit gefaßter und ruhiger. Lebt wohl, meine Kinder! Gehorchet eurer Großmutter und bauet auf Gott, der uns nicht lässet versuchen über unser Vermögen."

„Herr Thorschreiber! Herr Thorschreiber!" rief Julie ängstlich durch die offene Thüre in den Garten hinaus, wo sie des Thorschreibers ansichtig geworden war — „kommen Sie schnell! Helfen Sie unserm Vater!"

Der alte Mann kam mit schnellen Sätzen herbeigesprungen.

„Was giebt's?" fragte er hastig, indem er über die Schwelle trat.

„Schützen Sie unsern Vater!" baten die Kinder — „Herr Pinkert will ihn in's Gefängniß führen!"

Einen Blick der furchtbarsten Wuth traf den triumphirenden Wuchrer aus des Thorschreibers zornblitzenden Augen. Dessen Hände packten in derselben Sekunde den Wuchrer würgend bei der Gurgel und mit schmetternder Stimme schrie er laut:

‚Blutwürstiger Dittrich! ich erdrossele dich — und sollte ich dafür —"

Seine Lippen verstummten plötzlich — seine Hände

sanken schlaff von des Wuchrers Halse hernieder und an die Stelle des heftigsten Zorns trat der Ausdruck großer Verlegenheit auf des Thorschreibers Antlitz. „Blutwürstiger Dittrich —“ murmelte er dann — „nicht doch! Blutdürstiger Wüthrich wollte ich sagen. Ei verwünscht! Ich bin durch das dumme Zeug ganz lappig geworden. Das kommt durch das Sylbenverdrehen heraus. Mein Herr Pinkert — Ludbigel in Menschengestalt — nicht doch! Blutigel! — Pistgilz — Pamvir! o ich komme noch von Sinnen!“

Der Thorschreiber schwieg bestürzt und schlug sich mit der Hand vor die Stirne.

Da trat an der Hand Lina's herein die blinde Consulin, die, ihren Sohn vergeblich im Hause suchend, endlich durch das Geräusch der Stimmen nach dem Lusthause geleitet worden war.

Ihr Anblick wirkte auf die Anwesenden, mit Ausnahme des Wuchrers, wie ein Donnerschlag.

Herr Dittrich suchte durch flehentliche Blicke und Winke den Wuchrer dahin zu vermögen, der Blinden den Zweck seiner Gegenwart zu verheimlichen.

„Mein Sohn —“ hob die Consulin ernst, doch milde an — „du hast großes Unrecht begangen, daß du mir deine Lage verschwiegen hast. O daß du nicht mehr Vertrauen zu deiner Mutter hattest! daß ich erst durch dieses Kind deine Noth erfahren mußte!“

„Das hab ich ihm ja auch gesagt —“ sprach der Wuchrer triumphirend. „Es handelt sich alleweile um ein

lumpiges Wechselchen von zweihundert Thalern. Nicht wahr, Frau Consulin, Sie verbürgen sich mit Ihrem Vermögen für die Bezahlung? Mehr verlange ich vor der Hand gar nicht."

„Ich werde mich nicht verbürgen —" erwiederte die Consulin streng. Und als die Anwesenden voll Bestürzung schwiegen, fuhr sie nach einer Pause fort: „Sondern ich werde Ihre Forderungen bezahlen, mein Herr! Auch will ich die abgepfändeten Möbeln und das Silberzeug meines Sohnes, die Gemälde mit den Spieluhren und was sonst in Ihren Händen sich von uns befindet, sofort wieder einlösen. Wie hoch beläuft sich Ihre Forderung dafür?"

„Da muß ich erst meine Berechnung machen —" erwiederte der Wuchrer — „weil das Paschen der Möbeln über unsre Gränze mir bedeutende Kosten verursacht hat und mit großer Gefahr verbunden war, die ebenfalls in Anschlag zu bringen ist."

„Wenn Sie übertriebene Forderungen stellen —" warnte die Blinde den Wuchrer — „so mögen Sie unser Eigenthum behalten. Ich werde dann für neue Möbeln und anderes Silberzeug sorgen. Den Betrag dieses Wechsels und dessen, was Sie von meinem Sohne zu bekommen haben, können Sie in einer Stunde bei mir in Empfang nehmen."

„Ach, allerbeste Frau Consulin —" sprach der entzückte Thorschreiber — „ich möchte Ihnen die Hand küssen vor lauter Freude."

„Sind Sie auch da, lieber Freund?“ erwiederte die Consulin gütig — „Ich bin in Ihrer gar großen Schuld. Doch davon ein andermal. Du aber, mein Sohn, gehst mit mir auf mein Zimmer, um deine Angelegenheiten in's Reine zu bringen.“

Lina, auf deren Gesichte bis jetzt der Ausdruck der größten Angst gelegen hatte, fing an ruhiger zu werden, als sie bemerkte, wie die Sachlage zum Guten sich zu gestalten anfing. Sie wußte sich später sogar viel damit, daß sie durch ihre Offenherzigkeit ihrem Vater keinen größeren Gefallen hätte erzeugen können.

Der Kaufmann setzte nun seiner Mutter seine Verhältnisse genau auseinander. Er erzählte ihr, daß zu der Zeit, wo die vereinigten Staaten von Nordamerika gegen alle ihre Schuldner ihre Zahlungen eingestellt hatten, dasselbe Loos auch ihn betroffen, überdies noch den Fall mehrer deutschen Handelshäuser nach sich gezogen habe, die ihm gleichfalls bedeutende Summen geschuldet hätten.

„Für das letzte Geld, das ich von den Nordamerikanern erhielt —“ fuhr er fort — „habe ich eine Ladung Colonialwaaren einkaufen lassen. Diese ist auch glücklich in Hamburg angekommen, allein dort von denjenigen Handelshäusern mit Beschlag belegt worden, denen ich eine Summe von zusammen achttausend Thalern schulde.“

Nachdem Herr Dittrich seiner Mutter eine Uebersicht aller seiner Schulden und Schuldforderungen gegeben hatte, hob die Blinde an: „Mein Sohn, wisse, daß

mir dein seliger Vater eine Summe von zwanzigtausend Thalern in Golde mit der Bestimmung übergeben hat, solche nur im äußersten Nothfalle zu meiner oder deiner Rettung anzuwenden. Dieser Fall ist jetzt eingetreten. Das Agio der viertausend Louisdor reicht allein hin, um den Wuchrer Pinkert zu befriedigen, deine Sachen bei ihm einzulösen und auch noch unsere Wirthschaft auf einige Zeit zu versorgen. Vor allen Dingen ist's nun nöthig, daß dein gesunkener Credit wieder hergestellt wird. In dieser Absicht werde ich achtzehntausend bis zwanzigtausend Thaler an das sichere, uns stets befreundet gewesene Handelshaus Hammer und Schmidt in Leipzig senden, durch welches deine Gläubiger befriedigt und neue Verbindungen angeknüpft werden können. Morgen fährt Fiedler mit einer Frachtladung nach Leipzig ab und da werde ich gleich die Gelegenheit benutzen, das Geld mitzuschicken."

„Aber, meine liebe Mutter —" sagte der Sohn — „wäre es nicht gerathener, daß ich selbst die Reise unternähme, oder daß Sie die bedeutende Summe durch die Post absendeten?"

„Nein, mein Sohn —" versetzte die Blinde — „du darfst dich um keinen Preis jetzt von hier entfernen, damit man nicht sagen könne, du seist der Wechselhaft entwichen oder gar in derselben gefangen. Die Post kann nicht zuverlässiger sein als Fiedler, dem ich Hunderttausende anvertrauen wollte. Das Gold wird in einem Kistchen tief unter die anderen schweren Kisten ver-

packt und dadurch ein Entwenden desselben ganz unmöglich gemacht. Also verfuhr stets dein Vater und derselbe war gewiß ein geschäftskundiger Kaufmann. Auch halte ich es für Pflicht, dem Manne meiner treuen Ulrike einmal wieder einen kleinen Verdienst zuzuwenden, dessen das reiche Postamt nicht bedarf und welches auch noch einmal so viel Unkosten verlangt als mein ehrlicher Fiedler."

Da getraute sich Herr Dittrich weiter keine Einwendungen zu machen, obschon er ein ängstliches Gefühl bei dem Gedanken an die mögliche Gefährdung einer so großen Geldsumme nicht ganz bemeistern konnte. Herr Pinkert bekam zu der bestimmten Zeit seine Schuldforderung bezahlt und versprach dabei, die Rechnung für die abgepfändeten Sachen baldigst zu fertigen und nach Möglichkeit mäßig zu stellen. Von dem heutigen Tage an hörte der Mangel in dem Dittrichschen Hause auf und die nächste Mahlzeit gab den Kindern Gelegenheit, nicht mehr bloß zum Scheine mit den Messern, Löffeln und Gabeln zu klappern. Eine ungeheuchelte, herzliche, laute Fröhlichkeit würzte die lange entbehrten Gerichte und die Großmutter sah sich von ihrem Sohne und dessen Kindern dankbar belobt, gepriesen und auf den Händen getragen, was die Blinde mit freudig stolzer Genugthuung hinnahm. Der Herr Thorschreiber war dabei ein gerngesehener Gast, welcher unter seiner Serviette ein Päckchen mit vier Louisd'or, als Wiedererstattung der für das Spielkästel verlegten Geldsumme, auffand und

außerdem die Zusicherung lebenslänglicher Dankbarkeit für die bewiesene Liebe empfing.

„Eins nur fehlt uns noch, um ganz vergnügt zu sein —“ sagte Adolar heimlich zu Julien — „die gute Stephanie!“ Und nickend gab ihm Julie Recht.

Das zu verlöschen gedrohte Lämpchen glühte wieder und darum freuten sie sich Alle des Lebens bei dem Klange der Spieluhr.

Zehntes Kapitel.

Ein Unglück kommt selten allein.

Am nächsten Tage behändigte die Consulin den beiden Brüdern Fiedler das Geld. Sie bekannten sich schriftlich zu dem richtigen Empfange desselben und gelobten, die Summe richtig an ihre Bestimmung abzugeben. Herr Dittrich ermahnte unter vier Augen noch Christoph, stets ein unverrücktes Augenmerk auf die wohlverwahrte Geldkiste zu haben und versprach ihm dafür eine Erkenntlichkeit.

Der Blinden war mit dem Herze zugleich die Hand aufgegangen, daher sie mit dem Ueberreste ihres Reichthums lauter Glückliche um sich her schuf.

Die Freude war wieder in das Dittrichsche Haus

zurückgekehrt und diese um so größer und aufrichtiger, als die vorige Noth die Kinder zur Erkenntniß und vollen Würdigung des Glückes gebracht hatte. Nur Herr Dittrich konnte sich von einem Gefühle geheimer Angst nicht befreien, das ihm gleich einem schmerzenden Stachel im Fleische saß und ihn nicht an dem allgemeinen Frohsinne gleichen Antheil nehmen ließ.

Die Consulin hatte darauf bestanden, daß, gleichsam zur Entschädigung für die bisherigen Entbehrungen, die ganze Familie, wie bei der Mittags-, so auch bei der heutigen Abendtafel, durch den Genuß von Wein erfreut und gestärkt worden war. Sie selbst hatte in ihrer gegenwärtigen heiteren Stimmung etwas mehr als gewöhnlich von dem Stärkungsmittel getrunken und war daher, gleich den Kindern, später sehr fest eingeschlafen. Alles war im Hause still und nur Herr Dittrich noch in seiner Schreibstube beschäftigt.

Elf Uhr war vorüber, als plötzlich Herr Dittrich, der in seine Arbeit vertieft da saß, durch ein heftiges Schlagen gegen den Fensterladen erschreckt wurde. Dasselbe rührte von dem Thorschreiber her, welcher mit lauter Stimme schrie:

„Herr Dittrich! Feuer! Feuer! Es brennt in Ihrer Mutter Stube! Oeffnen Sie den Laden, damit ich retten, helfen kann.“

In den Läden der Parterrefenster befanden sich runde Löcher, durch welche der Thorschreiber das Licht in des Kaufmanns Schreibstube entdeckt und dadurch denselben

noch arbeitend vermuthet hatte. Der Kaufmann glaubte, vom Schlage getroffen worden zu sein.

Der Thorschreiber hörte draußen, wie jener hastig den Stuhl zurückschob, anstatt aber des Thorschreibers Wunsch zu erfüllen, davon sprang.

„Hm!“ brummte der alte Mann — „Wenn nur Herr Dittrich nicht etwa den Kopf verloren hat. Wie nun in das Haus kommen? Ho! ho! Feuer! Feuer! Giebt es denn keine Leiter bei der Hand, oder eine Art Mauerbrecher, mit welchem man die Hausthüre einrennen könnte? Ho! ho! Feuer! Feuer! herbei, ihr Leute! Wenn man wüßte, daß durch den Garten ein Zugang zu ermöglichen wäre — Feuer! Feuer! die Seifener schlafen wie todt! daß Gott sich erbarme, wie die Fensterscheiben oben zerspringen! huh! das brennt und prasselt! die arme Consulin! Feuertod ein schrecklicher Tod! herbei, ihr Leute! helft mir die Hausthüre einrennen. Wupp! wupp! wupp! Immer frisch drauf — wenn auch die Achsel etwas weh thut — wupp! wupp! wupp!“

„Rettet meine Kinder!“ erschallte des Kaufmanns angsterfüllte Stimme herab. Er verschwand wieder in derselben Secunde.

Jetzt endlich gab die Hausthüre den vereinten Anstrengungen der mehr und mehr herbeiströmenden Menschen nach. Krachend ging sie auf und voran stürmte der Thorschreiber in das gefährdete Haus. Ein Glück, daß er mit dessen Innerm und den Einrichtungen der

Familie so betraut war. Es wurde ihm daher nicht schwer, die Schlafstätten der Kinder aufzufinden, die sich auf der, dem Feuer entgegengesetzten Seite des Gebäudes befanden. Nach wenig Minuten stürzte der Thorschreiber, die kleine Lina auf dem Arme, die ihre Händchen um des alten Mannes Hals geschlungen hielt, aus der Hausthüre. Ihm auf dem Fuße folgten die übrigen Kinder nach, welche nichts als ihre schnell zusammengerafften Kleidungsstücke in den Aermen trugen. Die Magd fand sich auch herzu.

Der Thorschreiber überzählte schnellen Blickes die Kinder.

„Seid ihr Alle da?“ fragte er hastig. Dann drückte er die Kleine der Magd in die Aerme.

„Hier —“ sprach er — „hüte der Kinder wie deine Augen im Kopfe. Ich binde sie dir auf die Seele.“

„Unser Vater! die Großmutter!“ jammerten die Kinder unter einander.

„Gott ist mit ihnen!“ versetzte der Thorschreiber eilig — „ich aber will sehen, wo beide sind. Bleibet dem Feuer fern, Kinder!“

Er eilte in das brennende Haus zurück.

Die Feuersbrunst nahm nun ihren gewöhnlichen Verlauf. Nach und nach erglühten alle Fenster des oberen Stockwerkes, deren Glasscheiben klirrend zersprangen, Rauch und Flammen wälzten sich heraus und verbreiteten sich eben so nach Innen und den Dachräumen empor, wo das Feuer in dem trocknen Holzwerke und den

noch vorhandenen Spielwaaren reichliche Nahrung fand. Die Dachziegeldecke wogte, hob sich, zerbarst und schickte einen prasselnden Ziegelregen hernieder. Wie Kerzen flammten die Sparren auf, um später, von den Feuerhaken erfaßt, krachend zusammenzubrechen. Die Sturmglocke wimmerte durch die dunkle Nacht; das Wächterhorn heulte; die Menschen schrieen; die Sprützen zischten und pumpten geschäftig, und über dieses Nachtstück hin zog ein feuriger Drache zahlloser Feuerfunken.

Meistentheils bestehen die Ortschaften des sächsischen Erzgebirges aus vereinzelt stehenden Häusern. Dies ist auch mit dem Bergflecken Seifen der Fall. Hierdurch wird die Gefahr der Verbreitung einer Feuersbrunst sehr vermindert und das Löschen einer solchen wesentlich befördert.

Die Löschenden begannen bereits für das Leben des in die Flammen zurückgesprungenen Thorschreibers ernste Besorgnisse zu hegen, als er endlich, vom Rauche geschwärzt, vom Feuer versengt, aus dem Hause wieder hervorbrach.

„Ich kann nicht mehr!" sprach er erschöpft. „Die Feuersgluth ist mächtiger als der ernste Wille. Huh! das brennte! Sind die Kinder noch da? Gott erbarme sich der blinden Mutter und ihres edelmüthigen Sohnes!"

„Ich drang —" erzählte er den Umstehenden — „in die Stube der Consulin. Sie glühte wie ein Ziegelofen. Keine Möglichkeit, durch die Flammen nach der Kammer vorzudringen! Mechanisch faßte ich, was mir

in die Hände fiel und hatte Noth, mich durch die Gluthen zu retten. Da! —" er warf einen Gegenstand auf die Erde — „schauet, was es sei!"

Und das Spielkästchen, dessen eine Feder durch den Fall berührt worden war, begann zu spielen:

„Freuet euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht."

„Spott der Hölle!" rief der Thorschreiber ergrimmend — „Bei dem Flammengrabe zweier edler Menschen wagst du, uns noch zur Freude aufzufordern! Ha, welch' ein Lämpchen glüht hier! Verstumme, du höhnender Satanas! Mußte ich gerade dich den Flammen entreißen?"

Er stieß zornig das Kästchen mit dem Fuße fort; doch dieses leierte gleichmüthig seine Walze weiter, unbekümmert, ob jemand die Rose pflücken möge oder nicht, bevor sie verblühe. Es war ein furchtbarer Contrast — diese himmlischen Klänge gegen die fressenden Feuergluthen!

Lauter jammerten die Kinder dazwischen um ihren Vater, um die blinde Großmutter! Der Thorschreiber, dem das Wehgeschrei der nun ganz Verwaiseten das Herz zerriß, wendete sich, dasselbe nicht länger zu hören, zu den Löschenden. Da sahen diese einen Mann über den Gartenzaun klettern und hörten des Kaufmanns Stimme laut ausrufen: „Meine Kinder! Meine Kinder! wo seid ihr?"

Diese Frage fand schnell eine zujauchzende Antwort. Unter lautem Freudengeschrei eilten die Kinder an des wiedergeschenkten Vaters Hals und Brust.

„Und die Großmutter?" fragten sie dann.

„Gerettet!" entgegnete Herr Dittrich freudig — „Im Lusthause! O wie reich, wie glücklich bin ich! Gott, dir meinen Dank!"

„Welch' ein sonderbares Ding doch der Mensch ist!" brummte der Thorschreiber. „Als Herr Dittrich das ganze Haus voll Waaren, die Kästen voll Geld und die Zimmer voll prächtiger Möbeln besaß: da fühlte er sich arm und unglücklich. Und jetzt, wo ihm fast nichts als das liebe, bloße Leben geblieben ist, preist er sich reich und glücklich! Dennoch muß ich ihm Recht geben. Ei, nun klingt das Lied ganz anders. Komm' her, armes Spielkästel! Prophetischer Freudenverkündiger! Ich bitte dir meine vorigen Schimpfreden ab. Noch glüht ja wirklich das Lämpchen des Lebens. Darum wollen wir uns dessen freuen. Juchhei! Was ist's denn nun, das dort jetzt in den Flammen verbrennt? Nichts, als was von Menschenhänden wieder gefertigt werden kann. Hm! eine Armee von zehntausend Mann Soldaten, die erst am gestrigen Tage in Herrn Dittrichs Haus neu eingerückt waren, gehen in dem Feuer auf. Dazu ein Dutzend Körbe voll Pferde, Bäume und Schäfchen. Doch, wo ist Herr Dittrich — wo sind die Kinder geblieben? Ha! dort wallen sie dem Lusthäuschen zu. Ich muß doch gleichfalls hin, der guten Großmutter meine Freude über ihre Rettung zu bezeigen."

Die Blinde lag, in ein Deckbette gehüllt, auf dem alten Sopha im Lusthäuschen. Als sie vernahm, daß ihre

Enkelchen geborgen und keine Menschenleben zu beklagen waren, zog sie sprachlos ihren Sohn an sich und drückte ihm die Hand, welche sie den Flammen entrissen hatte.

Herr Dittrich fühlte diese stille Anerkenntniß seiner kindlichen Liebe und, beglückt von dem Gelingen seiner That, war er auch geneigt, das Verdienst Andrer zu erheben. Darum sprach er jetzt zu seiner Mutter: „Wissen Sie, liebste Mutter, daß wir Ihre und der Kinder Rettung, nächst dem lieben Gott, dem wackern Herrn Thorschreiber hier zu danken haben? Er war's, der zuerst die Gefahr entdeckte, in welcher wir schwebten, und mich vom Schreibtische aufjagte."

„Wenn ich die Wahrheit gestehen soll —" versetzte der Thorschreiber bescheiden — „so ist — Sie nehmen mir's nicht übel, Frau Consulin — meine, Ihnen oft ein Greuel gewesene Tabakspfeife die Ursache, daß ich zuerst Lärm schlug. Ich war recht schläferig, mochte aber um keinen Preis meine kaum halb ausgerauchte Pfeife weglegen. Daher legte ich mich mit derselben zum Fenster hinaus, hoffend, durch die Nachtkühle munter erhalten zu werden, was auch wirklich der Fall war. Bei dieser Gelegenheit fiel mir das helle Licht in der Stube der Frau Consulin auf, das ich mir gar nicht erklären konnte. Wozu — fragte ich mich — braucht die Frau Consulin Licht, da sie doch nicht sehen kann? Da gewahrte ich bald deutlich das Flackern von Flammen und wie die Vorhänge Feuer fingen. Hierauf gab ich Fersengeld. Doch nun sagen Sie mir, Herr Ditt-

rich, wie Sie Ihrer Frau Mutter beizukommen wußten, da Sie durch das brennende Zimmer unmöglich in die Kammer gelangen konnten?"

„Ich hatte mich —" erzählte Herr Dittrich — „in der Küche mit dem Holzbeile versehen und mit demselben die Stubenthüre meiner Mutter eingeschlagen. Allein, da mir aus derselben die helle Gluth entgegenschlug, so schloß ich die Thüre wieder zu und eilte in den Hof, wo ich die Leiter nahm und auf derselben zu dem Kammerfenster meiner Mutter hinaufstieg. Glücklicherweise war nur erst ein wenig Rauch durch die Ritzen der verschlossenen Kammerthüre eingedrungen. Ich erweckte meine festschlafende Mutter, warf aus Vorsicht die Betten aus dem Fenster, faßte dann, durch die Todesangst wunderbar gekräftigt, meine Mutter in die Aerme und gelangte wohlbehalten über die Leiter zur Erde und dann in das Lusthaus, wo ich meine Bürde niederlegte, um nach meinen Kindern zu springen."

„Wie aber mag das Feuer entstanden sein?" fragte die Consulin — „Wäre ich nicht blind und bedürfte ich des Lichts in meinem Zimmer, so würde ich glauben, daß ich das Feuer verwahrloset hätte. Aber bei so bewandten Umständen ist dies rein unmöglich. Lina, begleitetest du mich nicht, als ich auf mein Zimmer und zu Bette ging?"

Auf diese Frage ward die Kleine todtenblaß.

„Wo hast du den Wachsstock gelassen, Lina?" fragte Julie hastig und die Wahrheit errathend.

Da brach das Kind in ein lautes Schluchzen aus und verbarg ihr Antlitz an der Großmutter Brust.

„Ich war so drehend vom Weine —“ klagte sie — „und da — habe ich — den Wachsstock stehen lassen und — vergessen.“

„Die heillosen Wachsstöcke!“ schalt der Thorschreiber — „Sie haben schon manche Feuersbrunst veranlaßt. Man sollte dergleichen Leuchtmittel nie ohne sorgsam verschlossene Blechschachtel benutzen.“

„Leider hatten wir eine silberne —“ sprach Herr Dittrich — „und diese hat Herr Pinkert an sich genommen.“

„Ob nicht dieser Elende an Ihrem meisten Elende schuld ist!“ entgegnete der Thorschreiber.

Die Blinde aber sagte zu dem untröstlichen Kinde: „Sei still, Lina! Ich trage doch die meiste Schuld dabei. Warum drang ich in euch, so viel Wein zu trinken — warum ließ ich mich von einem Kinde wie du bist zu Bette bringen! der liebe Gott hat es immer noch wohl gemacht. Wenn nun das Feuer, statt heute, vorgestern in der Nacht ausgekommen wäre, wo ich noch das viele Gold in meiner Verwahrung hatte! darum ist der Schaden auch nicht so groß und leichter wieder zu ersetzen.“

Bei der Erwähnung des Goldes gab es dem Kaufmann einen Stich in's Herz und unwillkührlich entglitt seiner Brust ein leiser Seufzer.

Elftes Kapitel.



Eine Bekehrung.

Den vereinten Anstrengungen der Löschenden war es gelungen, des Feuers in so weit Herr zu werden, daß das steinerne Erdgeschoß des Hauses ziemlich unversehrt erhalten worden war. Da jedoch die Familie des Kaufmanns nicht sogleich in das noch rauchende und glimmende Gebäude, das überdies vom Wasser durchnäßt war, wieder einziehen konnte, so fanden die Abgebrannten in der Wohnung der Wittwe Kirbach ein zeitweiliges Unterkommen. Der neue Tag fand Herrn Dittrich und seine Kinder, mit Ausnahme Lina's, welche bei der Großmutter geblieben war, bei der Brandstätte und den, dem Feuer entrissenen Sachen, welche freilich weniger werthvoll waren als die der Blinden, die sämmtlich ihren Untergang gefunden hatten. Wenn aber der Thorschreiber gestern Abend dem Kaufmanne als ein Hiobsbote erschienen war, so stellte sich heute ein zweiter ein und zwar in der Gestalt Christophs, welcher bestäubt, mit Schweiß bedeckt und mit verstörten Gesichtszügen in die Wohnung seiner Mutter trat.

„Ach, Mutter, das Unglück!“ rief der Bursche aus und die Thränen schossen ihm in die ehrlichen Augen. „Ach, das große Unglück! der arme Herr Dittrich! der arme Fuchs! denkt Euch: das Geldkistel ist geraubt worden und der Fuchs wird sterben müssen.“ Diese Worte,



welche von der, in der anstoßenden Kammer ruhenden Consulin deutlich vernommen wurden, brachen derselben das Herz, das bis jetzt standhaften und gottergebenen Muthes die Schläge des Schicksals ertragen hatte. Mit einem Weherufe sank sie bewußtlos auf ihr Lager zurück und Lina's Zetergeschrei belehrte die Wittwe Kirbach schnell, was die Rede ihres Sohnes Uebles angerichtet hatte.

Nachdem die erste Sorge, die Blinde aus ihrer Ohnmacht zu reißen, beseitigt und Herr Dittrich herbeigeholt worden war, erzählte Christoph vor einem ansehnlichen Kreise theilnehmender Zuhörer, unter welchen auch der Thorschreiber nicht fehlte, den Hergang der betrübenden Begebenheit.

„Wir waren die verwichene Nacht in Frauenstein geblieben," hob der Bursche an — „und fuhren früh vor Sonnenaufgang weiter. Wir mochten ungefähr eine Stunde weit gekommen sein, da gewahrte mein Herr, daß er seine Tabakspfeife im Gasthofe liegen gelassen hatte. Ich mußte deswegen zurückspringen und mein Herr sagte mir, daß er mich in Burkersdorf, wo er den Pferden einmal zu trinken geben wollte, erwarten würde. Ich hielt mich dazu, so sehr ich konnte. Als ich nun in den Wald vor Burkersdorf kam, hörte ich seitwärts von der Straße im Busche ein Hülfeschreien, dazwischen mich auch beim Namen rufen. Da sah ich denn eine frische Wagenspur links in den Busch gehen und folgte ihr nach, worauf ich nach etwa zweihundert Schritten

auf einen freien Platz gelangte. Ach, du mein Himmel! was hatte ich da für einen greulichen Anblick! Der Fuchs lag im Blute und für todt auf der Erde und das Sattelpferd mit niederhängenden Ohren stand daneben. Alle Kisten und Kasten waren von dem Wagen heruntergeworfen und umhergestreut wie die Scherben von einem zerbrochenen Topfe. Mein Herr, der Leberecht, stand an dem einen Baum angebunden und sein Bruder, der Heinrich, an einem andern. Dem Heinrich stak ein Tuch in dem Halse, das ihn schier erwürgte. Meinem Herrn war auch eins in den Mund gestopft worden, doch hatte er's noch glücklich herausgearbeitet, wiewohl mit großer Mühe. Sonst hätte er nicht einmal um Hülfe schreien können. Das Tuch lag noch zusammengedreht vor seinen Füßen. Ich hatte nichts Eiligers zu thun, als dem Heinrich das Tuch aus dem Halse zu reißen und dann beide Männer loszubinden. Kaum daß diese ihre Hände wieder gebrauchen konnten, so bekamen sie auch ihre Stimme wieder. Ei, wie schimpften sie auf die sechs Räuber, die sie im Walde auf der Straße überfallen, geknebelt, gebunden und den Wagen in den Busch gefahren hatten! Und so eine Bosheit: dem armen Fuchs einen tiefen Stich in den Leib zu geben! Er würde ihnen nicht mit dem Wagen entlaufen sein. Ganz schwarz hatten die Kerle im Gesichte ausgesehen uud eine Menge Waffen in den Händen geführt, womit sie den Brüdern gar erschrecklich vor dem Gesichte herum flankirt hatten. Kaum, daß sie den Wagen im Busche und meine Herrn

an die Bäume gebunden gehabt hatten, so waren sie auch schon über die Kisten hergezogen. Nicht eher geruht hatten die Spitzbuben, als bis sie richtig das Kistel mit dem Golde unter den Kisten vorgestöbert gehabt hatten. Mein Herr meinte, es könnte gar nicht anders sein, als daß der Pinkert seine Hand im Spiele gehabt habe. Denn er allein habe noch d'rum gewußt, daß die Frau Consulin so viel Gold habe, und jedenfalls ausspionirt, daß das Gold nach Leipzig habe gefahren werden sollen. Und die Kerle seien jedenfalls böhmische Pascher und der Pinkert mitten unter ihnen gewesen. Denn, warum hätten sie sich sonst berußt gehabt? Ich mußte nun sogleich nach Burkersdorf hineinlaufen, um die Gerichten herzuholen, damit Alles an Ort und Stelle untersucht und aufgeschrieben werden konnte. Mein Herr triebs mehr um das verloren gegangene Gold und um die Frau Consulin als um den armen Fuchs, der zwar ein altes Thier ist, aber vielleicht immer noch ein Jahr mitgelaufen wäre. Meine Herren hat der Amtmann noch in Frauenstein zurückgehalten, wo sie die Kreuz und Quere ausgefragt werden. Mich aber ließ er laufen, nachdem ich bis auf's Tz verhört worden war."

Nachdem Christoph seine Hiobspost beendet hatte, begegneten die Blicke des Kaufmanns und des Thorschreibers sich gegenseitig. In beiden sprach sich dasselbe Gefühl von Mißtrauen und Zweifel aus.

„Pflegte denn dein Herr nicht gleich früh zu rauchen?" hob Herr Dittrich an.

„O je!“ versetzte Christoph — „das ist allemal sein Erstes sonst.“

„Und das gestochene Pferd war ein altes, nicht sehr lange mehr zu brauchendes?“ fuhr Herr Dittrich fort.

„Es hatte seine Dienste geleistet —“ antwortete Christoph — „aber es dauert mich dennoch ganz erschrecklich.“

„Was für Tücher waren es, welche die Räuber deinem Herrn und dessen Bruder in den Mund gestopft hatten?“ fragte der Kaufmann weiter.

„Ihre eigenen Schnupftücher —“ berichtete Christoph — „welche ihnen die Räuber deshalb aus der Tasche gezogen hatten.“

„Waren beide Brüder gleich fest an die Bäume gebunden —“ fuhr Herr Dittrich mit Fragen fort — „Konnte keiner von ihnen sich selbst losbinden oder eine Hand zum Munde führen?“

„Der Heinrich war so fest angebrezelt —“ sagte Christoph — „daß er blutrothe Ringe um die Knöchel hatte und sich nicht rühren konnte. Der Leberecht dagegen hatte etwas mehr Flucht, aber doch hatte auch er die Hand nicht vorbringen können, sondern das Tuch aus dem Munde würgen müssen.“

Hier schloß der Kaufmann sein Verhör. Er wendete sich hierauf zu seiner Mutter.

„Wenn ich versichert wäre —“ sprach er zu ihr — „daß Ihr Zustand meiner Anwesenheit nicht dringend

bedürfte, so würde ich mich nach Frauenstein begeben in der Hoffnung, dadurch gar sehr zur Entdeckung der verübten Frevelthat beitragen zu können."

„Gehe, mein Sohn!" versetzte die Blinde. „Was könnten wir wohl jetzt Wichtigeres haben, als eine Angelegenheit, auf welcher unser gemeinsames, künftiges Wohl beruht? Wenn es dir gelänge, die Hälfte, ja nur das Viertheil der geraubten Summe zu retten, so würde die Nachricht davon das beste Stärkungsmittel für mich sein."

Bevor Herr Dittrich abreisete, sorgte er noch dafür, daß ein breternes Nothdach über den unversehrt gebliebenen Theil seines Hauses errichtet und das Parterre wieder in wohnlichen Stand gesetzt würde. Dann empfahl er seine Familie und namentlich seine Mutter der Obhut und Pflege des wackern Thorschreibers, so wie der Wittwe Kirbach. Nachdem er von den Seinen den zärtlichsten Abschied genommen hatte, reisete er in Christophs Begleitung ab. Schon nach wenig Tagen konnte die Consulin und deren Enkel ihr altes Wohnhaus beziehen, das ihnen trotz des Brandes immer noch mehr Raum und Bequemlichkeit darbot als die beschränkte Wohnung der Wittwe.

Der Thorschreiber begann sein Schützeramt damit, daß er die erhaltenen vier Louisdor der Frau Kirbach einhändigte, um davon die Wirthschaft bestreiten zu können. Auch langte am zweiten Tage nach dem Brande durch die Post eine ansehnliche Geldrolle als die reiche

Gabe einer unbekannt bleiben wollenden, milden Hand an. Aber so erfreuend auch eine solche Theilnahme war, so vermochte sie doch nicht die Consulin über den Verlust der großen Summe zu trösten. Der bestandene Schreck beim Feuer und über die empfangene üble Nachricht hatte bei der Blinden sehr ernste Folgen, indem sie von einem hitzigen Fieber befallen und dadurch dem Tode nahe gebracht wurde. Ihr Sohn war noch immer abwesend und bemüht, theils die Spuren der Räuber aufzufinden, theils bei den Wechslern und Goldschmieden in der Nähe und Ferne Veranstaltung zu treffen, daß verdächtige Personen, welche Gold zu verwechseln kämen, festgehalten werden möchten. So wie die Consulin bettlägerig wurde und die Gewalt des Fiebers sie des klaren Bewußtseins beraubte, erschien Frau Kirbach in Begleitung einer fremden Frauensperson, welche sie dem Thorschreiber und den Kindern als die Wärterin der Blinden empfahl und vorstellte. Die Kranke bedürfe — sagte sie — einer umsichtigen Person, welche stets zugegen sein müsse und nicht durch Nebengeschäfte vom Krankenbette weggerufen werde. Diese Behauptung leuchtete ein, daher die neue Wärterin willkommen geheißen und in ihr Amt eingewiesen wurde. Zwar schien die Wärterin selbst leidend und der Pflege bedürftig zu sein, indem sie um den Kopf ein Tuch gebunden und ein Kräutersäckchen an der linken Wange trug, dessen Umfang den Mund fast verdeckte und die Sprache ziemlich dumpf und unverständlich gestaltete. Ueberdies beschattete ein grü-

ner Schirm beide Augen und eine große, tief in's Gesicht hängende Haube diente nicht dazu, der Fremden ein freundliches Ansehen zu verleihen. Aber wahr ist es, daß die Consulin besseren Händen nicht hätte anvertraut werden können. Mit einer unermüdlichen, aufopfernden, fast unbegreiflichen Ausdauer brachte die Wärterin die Tage, wie die Nächte an dem Krankenbette zu, genau den Vorschriften des Arztes nachkommend und dem leisesten Wunsche, so wie den Bedürfnissen der Blinden mit sanfter Hand abhelfend. Dabei erstreckte sich die Fürsorge der Wärterin auch noch auf die Kinder, welche gar bald sich mit dem etwas abstoßenden Aeußern der Fremden versöhnten und sie herzlich lieb gewannen.

Als die Kranke ihr Bewußtsein wieder bekam, erkannte sie sofort, welchen sorgsamen und geschickten Wärterhänden sie anvertraut war. Doch nicht nur ihr Körper genoß der sorgfältigsten Pflege, sondern dieselbe erstreckte sich später selbst auf den Geist der Consulin. Als diese nämlich in bitteren Worten das Mißgeschick anklagte, das sie erst ihres Gatten, dann des Augenlichts und jetzt des Vermögens so wie der Gesundheit beraubt hätte, da führte die Wärterin, welche sich Rosalie nannte, ihr eben so klar als eindringlich und überzeugend zu Gemüthe, wie ohne des gütigen Gottes Willen den Menschen kein Uebel treffen könnte, wie die Leiden den Menschen oftmals zur Besserung und zu Gott führten, wohl auch zur Quelle größrer und dauernder Freuden würden und darum unser wahres Beste förderten.

In zarter, schonender Weise deutete Rosalie darauf hin, wie namentlich Krankheiten ganz geeignet wären, den Menschen zur Selbstprüfung und inneren Anschauung zu veranlassen, die wiederum unsern Stolz brächen, uns demüthig machten uud das Glück mehr in, als außer uns zu suchen lehrten.

Fünf Wochen waren seit dem Brande vorübergegangen, nach deren Verlauf die Consulin das Bette verlassen hatte und kleine Spaziergänge im Garten machen durfte. Da langte ein Brief von dem abwesenden Herrn Dittrich an, in welchem dieser seine baldige Ankunft verkündete. Noch denselben Tag erklärte Rosalie, zur großen Betrübniß der Consulin, wie der Kinder und übrigen Hausgenossen, daß sie am nächsten Morgen scheiden und die Wartung einer anderen Kranken in Chemnitz übernehmen müsse. Jetzt erst fühlte die Consulin schmerzlich den Verlust ihres Reichthums, der sie verhinderte, ihrer wackern Wärterin nach Gebühr zu lohnen. Sie sprach diese Klage gegen Rosalie aus und bat sie, einstweilen mit der mäßigen Entschädigung sich begnügen zu wollen, welche sie ihr in der gegenwärtigen Lage angedeihen lassen könne.

Noch einmal wollte der alte Stolz bei der Consulin sich geltend machen, als Rosalie entschieden jede Belohnung ihrer Dienste ablehnte, doch ging er eben so schnell in der Bewunderung des sich kund gegebenen Edelsinnes der Wärterin unter. Was der Blinden seit Jahren nicht möglich gewesen war: ihre erblindeten Augen

vergossen Thränen! Sie weinte wieder, als Rosalie des andern Tages Abschied nahm, und die Kinder weinten auch, dann aber stritten sie sich, wer besser gewesen sei, ob Stephanie oder Rosalie.

Nur Lina stritt nicht mit, sondern saß still in einem Winkel und starrte vor sich hin.

Die Nachrichten, welche der heimkehrende Kaufmann über die Angelegenheit der geraubten Geldsumme mitbrachte, lauteten nicht tröstlich. Von den angeblichen Räubern war auch nicht die geringste Spur aufzufinden gewesen. Die Gebrüder Fiedler, gegen welche sehr starke Verdachtgründe vorlagen, daß sie selbst den Raub begangen, hatten Alles beharrlich geleugnet. Das Nachforschen in der Nähe des Raubortes, so wie eine Aussuchung in der Wohnung der Gebrüder nach dem gestohlenen Gute hatte keinen Erfolg gehabt. Nachdem jene längere Zeit in Haft gehalten worden waren, hatte man sie, wegen Mangel weiteren Verdachtes, wieder freigeben müssen. Herr Dittrich hatte weiter nichts thun können, als eine Belohnung von fünf bis zehn vom Hundert derjenigen Summe auszusetzen, welche von dem geraubten Gelde wieder geschafft werden könnte.

Es nahm den Kaufmann Wunder, daß seine Mutter diese Nachrichten mit ziemlich gelassenem Muthe anhörte.

Als er ihr deshalb seine Verwunderung, so wie seine Billigung zu erkennen gab, sagte die Blinde:

„Ich danke diese Gemüthsruhe lediglich meiner Wärterin Rosalie. — Nicht nur leiblich, nein, auch geistig



blind war ich bisher. Als Blinde glaubte ich mich berechtigt, mit meinem Schicksale grollen zu dürfen. Darum war ich hart gegen Andere, selbstsüchtig, unzufrieden und ungenügsam bei den reichen Gütern, welche mir der liebe Gott in seiner Gnade geschenkt hatte. Wie Vielen habe ich daher unrecht gethan! Wie undankbar mich gegen den Vater im Himmel bewiesen! Wie wehe dir, mein Sohn, und meinen Enkeln gethan in meiner geistigen Blindheit! Nun sind mir aber die Schuppen von den Augen gelöst worden. Gewiß, ich will besser werden, und demüthig und erkenntlich. Es ist wahr, daß uns harte Schläge betroffen haben. Aber sie waren nöthig, um mich weiser zu machen. Und sind wir nicht immer noch viel reicher, denn tausend Andere? Höre, mein lieber Sohn, meinen Entschluß. Von den viertausend Thalern, die ich in der Residenz auf einem Hause stehen habe, werde ich zweitausend Thaler kündigen, damit du einen, wenn auch kleinen Handel mit Spielwaaren wieder beginnen kannst."

„O nein, meine Mutter!" versetzte Herr Dittrich gerührt. „Haben Sie nicht bereits so viel für uns gethan?"

„Und du nicht auch für mich?" antwortete die Consulin. „Wäre ich nicht jetzt Staub und Asche, hättest du mich nicht den Gluthen entrissen? Dann bemühe dich, daß du deinen Kindern eine Mutter und deiner Wirthschaft eine Hausfrau wiedergeben kannst! Nur zu gut weiß ich, daß du, meiner Unverträglichkeit und Herrschsucht wegen, dies bisher unterlassen mußtest. Dieser Be-

Hinderungsgrund fällt nun hinweg, denn ich gelobe dir, deiner künftigen Gattin eine Freundin zu sein. Du sagtest mir einst, daß du dich glücklich preisen würdest, wenn Stephanie deine Gattin werden könnte. Wären wir nicht verarmt, würde ich sprechen: führe sie mir als meine Schwiegertochter zu, denn auch ihr habe ich großes Unrecht gethan."

„O meine gütige Mutter!" rief der Kaufmann in tiefer Bewegung aus. „Doch, wovon wurden während meiner Abwesenheit die Kosten der Wirthschaft bestritten? Waren wir nicht fast gänzlich vom Gelde entblößt?"

„Der Herr half uns durch seine Engel —" erwiederte die Consulin. „Einer derselben war der edelmüthige Thorschreiber, welcher feurige Kohlen auf mein greises Haupt gesammelt hat; der Andere ein unbekannter Wohlthäter, der uns durch die Post eine Geldsumme zusendete, die bis jetzt noch ausgereicht hat. Da, fühle, mein Sohn, die Rolle ist noch immer schwer."

Der Kaufmann betrachtete die Papiertüte von allen Seiten, um ein Merkmal zu entdecken, durch welches er auf den Geber schließen könne. In dieser Absicht schüttete er das Geld aus und untersuchte auch die innere Seite der Rolle. Er verfärbte sich, als er hier am Rande des Papiers einige wenige und unzusammenhängende Worte geschrieben fand.

„Und wer war Ihre Wärterin, meine Mutter?" fragte Herr Dittrich zerstreut. „Wie heißt sie? Wo hält sie sich jetzt auf? Frau Kirbach hat sie Ihnen zugewiesen?"



Darauf ergossen sich die Großmutter und die drei älteren Kinder in nochmalige Lobeserhebungen Rosaliens.

„Sie war so gut wie Stephanie!“ sprach Theodor.

„Besser noch!“ meinte Adolar.

„Freilich nicht so hübsch und älter denn Stephanie —“ sagte Julie.

Lina dagegen zog ihren Vater später abseits und zischelte ihm heimlich in's Ohr.

„Wenn du wahr sprächest!“ versetzte dieser unter freudigem Erröthen.

„Gewiß!“ betheuerte Lina. „Ich habe sie mir zu gut gemerkt. Und einmal dachte sie, ich schliefe fest, und da nahm sie ihren grünen Schirm einmal ab.“

Da drückte Herr Dittrich einen herzlichen Kuß auf Lina's plaudernde Lippen und ermahnte die Kleine zum ferneren Schweigen.

Zwölftes Kapitel.

Sonnenschein und Glück.

Aller Schläge des Schicksals ungeachtet, wurde Herr Dittrich von Tage zu Tage heiterer, ja glücklicher. Dies mag manchen Leser befremden; allein wahr ist es, daß man bei einem größeren Glücke oft weit unempfindlicher

und unerkenntlicher ist, als bei einem kleinen. Selbst die Consulin machte dieselbe Erfahrung. Ihr kaltes, bemessenes Benehmen, ihr Stolz, ihre Strenge, so wie ihre weitgetriebenen Ansprüche auf theure Genüsse hatten einer wohlthuenden Freundlichkeit, einer herzlichen Liebe und Gutmüthigkeit Platz gemacht. Von dieser günstigen Umänderung des Vaters und der Großmutter wesentlich berührt, waren auch die Kinder jetzt ungleich freudiger und glücklicher geworden.

Durch eine ungeheuchelte, herzliche Liebe, so wie durch ein aufmerksames Zuvorkommen vergalten sie die früher nicht empfundene Herablassung und Zärtlichkeit ihrer Großmutter. Diese wohnte jetzt nicht mehr in ihr Zimmer zurückgezogen, sondern mitten in dem Schooße ihrer Familie, theilnehmend an den Freuden und Leiden derselben. Wein, wie theure und zahlreiche Gerichte waren zwar von der Tafel verschwunden; dagegen würzten ein froher Sinn und unerkünstelte Heiterkeit selbst das einfachste Mahl. Herr Dittrich war wieder der thätigste Kaufmann geworden. Er war so glücklich gewesen, durch Uebertragung der Hypothek auf einen Andern, jene zweitausend Thaler sofort ausgezahlt zu erhalten, welche die Consulin von ihrem Vermögensüberreste, der auf ein Haus in der Residenz versichert stand, für ihren Sohn bestimmt hatte. Mit dieser Summe in den Händen hielt es nicht schwer, bald die im Hause noch vorhandenen Räume voll Spielwaaren zu bekommen und solche dann in's Ausland auszuführen. Auch ging der Material-

waarenhandel wieder lebhafter, da es nicht mehr an derartiger Zufuhre mangelte. In dem Maaße aber, daß das Haus Dittrich zunahm, nahm das Haus Fiedler ab. Jedermann fast hielt die beiden Brüder für die wahren Diebe des Goldes und hielt deshalb sein Eigenthum nicht für sicher in ihren Händen, daher die beiden Fuhrleute fast nichts mehr zu verladen bekamen. Selbst Christoph bezeigte Lust, seiner bisherigen Herren Dienste zu verlassen und nur das Zureden Herrn Dittrichs bewog ihn, diesen Vorsatz wieder aufzugeben. Ob nun diese Zurücksetzung von Seiten der Seifener oder das eigene Gefühl ihrer Schuld die Brüder Fiedler veranlaßte, von Seifen hinweg und nach Olbernhau zu ziehen, ist nicht erwiesen worden.

Theodor, Adolar und Lina arbeiteten trotz Kirbachs Kindern fleißig und ihrem Vater in die Hände. Julie dagegen versah unter Frau Kirbachs Anweisung das Amt einer Köchin. Der Herr Thorschreiber war ein täglicher, gern gesehener Gast im Hause, welcher seine Pfeife Tabak nur im Garten rauchte, obgleich die Frau Consulin ihm ernstlich versichert hatte, daß sie nun gar keine Abneigung gegen den Tabaksrauch mehr empfinde.

Eines Tages trat Herr Dittrich mit einem frohbewegten Antlitze und mit freudeleuchtendem Blicke vor seine Mutter hin, sie also anredend:

„Meine liebe Mutter, wünschen Sie eine Ihnen theure und liebe Person einmal zu begrüßen?“

„Wer könnte das wohl sein?“ versetzte die Blinde.

„Ich weiß jetzt nur Eine und diese hat mir die Hoffnung benommen, sie je wieder zu begrüßen."

„Wir werden ja sehen!" erwiederte Herr Dittrich und ging, seinen Kindern und dem anwesenden Thorschreiber Schweigen zuwinkend, aus dem Zimmer, in welches er sogleich, in Begleitung einer zweiten Person, wieder hereinkam.

Diese nahte sich etwas schüchtern und verlegen der Blinden, diese mit bebender Stimme anzureden: „Wie befinden Sie sich, beste Frau Consulin?"

„Gott! meine Ahnung!" rief die Consulin verklärt und voll Entzücken aus — „Rosalie! liebste Rosalie! wie glücklich bin ich, Sie in meiner Nähe wieder zu wissen! O mein Sohn, welch' eine hohe Freude hast du mir bereitet!"

„Diese Ihnen zu verschaffen, hat mir auch nicht wenig Mühe gekostet," versetzte Herr Dittrich — „Erstlich wollte Frau Kirbach durchaus Rosaliens dermaligen Aufenthaltsort nicht wissen, oder wenigstens denselben nicht verrathen. Dann aber scheiterten meine Bemühungen lange und fast gänzlich an Rosaliens felsenhartem Herzen, das durchaus nichts von der Rückkehr in unsre Mitte wissen wollte."

„Du sprichst nicht die Wahrheit, mein Sohn!" erwiederte die Blinde in voller Hitze — „kein felsenhartes, — das weichste, liebevollste, edelste Herz besitzt meine Retterin. Ach, könnte ich sie doch immer um mich haben! Was fehlte dann noch zu Vollendung meines Glückes?!"

„Es kommt nur auf Sie an, meine Mutter —“ sprach Herr Dittrich voll Rührung — „ob Rosalie für immer bei uns bleiben soll.“

„Wäre dies möglich?!“ rief die Blinde und haschte mit beiden Aermen nach ihrer treuen Wärterin, welche in der größten Verlegenheit zu Lina sich niedergekauert hatte, die mit beiden Händen ihren Nacken umschlungen hielt und ihr in die Ohren flüsterte.

„Gewiß, meine Mutter!“ betheuerte der Kaufmann. „Doch, liebe Rosalie!“ fuhr er zu der Knieenden fort „warum tragen Sie doch nur diese, Sie verunstaltende, ungeheure Haube? Warum entfernen Sie nicht diesen grünen Schirm, da Ihre Augen so klar sehen können? Wozu noch dieses Tuch um Ihr Antlitz gebunden, sammt dem Kräutersäckchen, welches Ihre Sprache so dumpf erklingen macht?“

Und Herr Dittrich lösete, während er also sprach, mit schnellen Händen die eben erwähnten Kopf-Unzierden ab und sichtbar wurde ein liebliches, von hoher Purpurröthe übergossenes Antlitz und eine reiche Fülle kastanienbrauner Haar wallte herab, und ein blaues Augenpaar, von seidenen Wimpern überschattet, blickte in unendlicher Verlegenheit zur Erde nieder. Und Theodor, Adolar, Julie sammt dem Thorschreiber schlugen voll Erstaunen die Hände in einander und riefen freudig aus und einstimmig: „Stephanie!“

Lina aber jubelte. „Ich hab's gewußt! Ich hab's errathen und dem Vater gesagt — schon lange!“

Die Consulin stand erblaßt, erstarrt.

„Wie?“ sprach sie mit zitternden Lippen — „Rosalie und Stephanie wäre — —“

„Eine und dieselbe Person!“ vollendete Herr Dittrich. „Sie verkleidete und verstellte sich, um Sie, liebe Mutter, in Ihrer Krankheit abwarten zu können — zu dürfen! Sie war es, welche uns die gewichtige Geldrolle zusendete —“

„O schweigen Sie, Herr Dittrich!“ bat Stephanie voll Scham. „War das Geld nicht von Ihnen gekommen und Ihr Eigenthum, das ich nur einstweilen in meine Verwahrung hatte nehmen müssen?“

„Stephanie will auch ferner Ihrer pflegen, meine Mutter —“ fuhr Herr Dittrich fort, ohne Stephaniens Einrede zu beachten — „denn sie hat eingewilligt, Ihnen eine liebende Tochter, meinen Kindern eine zärtliche Mutter, mir eine treue Gattin zu werden, jedoch nur in der Voraussetzung, daß diese Wahl nicht gegen Ihren Willen ist.“

„O mein Gott, das ist zu viel!“ rief die Consulin voll Zerknirschung aus. „Ich verwundete Stephanie — brach ihr das Herz — und sie dagegen verbindet meine Wunden und heilt mich! O wie brennen diese feurigen Kohlen auf diesem alten Haupte!“

„Ja, meine Mutter!“ sprach der Kaufmann mit feierlicher Rührung — „ich führe Ihnen ein edles Wesen als Tochter zu. Die Hand des reichen Kaufmanns schlug Stephanie aus; — die des verarmten nimmt

sie an. Denn, Mutter! nun erst entdecke ich Ihnen, daß ich damals, als Sie Stephanien ein so großes Unrecht gethan und sie aus dem Hause getrieben hatten, ihr meine Hand als Entschädigung und Anerkennung ihres hohen Werthes antrug. Stephanie aber sah weiter als ich und erkannte, daß ihr Eintritt als Hausfrau in unsre Mitte nur Zwietracht und Unheil bringen würde. Doch jetzt dürfen wir Alle von Herzensgrund ausrufen: der Herr hat Alles wohl gemacht!"

„Ich bin zu unwerth seiner Güte!" klagte die Blinde. „O Stephanie! Ihre Güte erdrückt mich!"

Stephanie aber erdrückte ihre künftige Schwiegermutter nicht, als sie diese jetzt freudeweinend in ihre Arme schloß, sondern drückte sie blos an ihr hochklopfendes Herz und viele Küsse auf der Blinden Mund. Und die Kinder umringten Stephanie liebkosend und riefen einander freudig zu: „Stephanie wird unsere Mutter!"

Jetzt erhob auch der bisher stummgebliebene Thorschreiber seine Baßstimme, indem er laut und feierlich sagte: „Unsers Gottes reichster Segen — begleite Sie auf Ihren Wegen!"

Mit einer Freudenzähre im treuen Auge wendete er sich dann ab und reimte vor sich hin:

„Nun wird Stephanie Herrn Dittrichs Frau —
drum sieht der Himmel nicht mehr grau, sondern blau!
Ich aber gehe in den Garten und stopfe mir eine Pfeife,
bin aber sehr neugierig, was die Seife-
ner zu dieser Heirath sagen werden,
die hier schon bringt den Himmel auf die Erden."

Ein Jahr war vergangen. Herrn Dittrichs Haus hatte ein neues Stockwerk aufgesetzt bekommen und gestern, am Sonnabend, war das Dach gehoben, oder der Dachstuhl aufgerichtet worden. Darum prangte auch ein grüner Tannenbaum auf des Daches höchster Spitze. Unten aber im Erdgeschosse gab es außer der heutigen Sonntagsfeier noch eine andere Feier. Stephanie hatte nämlich ihren lieben Mann mit einem gesunden, wohlgebildeten Töchterchen beschenkt und dasselbe wurde heute durch die heilige Taufe zur Christin geweiht. Es waren aber der Taufpathen drei, und zwar, weil das Neugeborene ein Mädchen, ein Männlein und zwei Weibelein. Diese waren die blinde Consulin, die Wittwe Kirbach und der Herr Thorschreiber Scharschmidt, welche beiden letzteren Personen über die ihnen angethane Ehre froh beschämt sich fühlten. Nach dem Willen der beiden Aeltern, so wie der Großmutter des Kindes, sollte dasselbe „Rosalie" genannt werden und wurde hierzu noch der Name Stephanie gefügt. Nach vollbrachter heiliger Handlung verweilte der Herr Pfarrer noch geraume Zeit in der überglücklich sich preisenden Familie.

„Haben Sie, Herr Dittrich —" fragte jener im Laufe der Unterhaltung — „schon das Urtheil vernommen, das über den Wuchrer und Generalpascher Pinkert gefällt worden ist? Dasselbe lautet auf zwölf Jahre Festungsbau, und da des Wuchrers baares Vermögen noch nicht hinreicht, die bedeutenden Strafgelder zu decken, so werden nächstens die zusammengeschleppten Pfänder,

die man in Pinkerts Hause aufgehäuft gefunden hat, zur Versteigerung kommen. Da könnten Sie vielleicht billig zu Ihren Möbeln und Ihrem Silberzeuge wieder gelangen. Abermals ein Beispiel, daß der Krug so lange zum Wasser geht, bis er zerbricht. Endlich hat man den schlauen Pascher doch erwischt, nachdem er durch langjähriges Gelingen seines schändlichen Handwerks sicher geworden war."

„Nicht so? —" versetzte Herr Dittrich lächelnd — „liebe Stephanie! wir fühlen uns schon glücklich ohne den Besitz theurer Mahagonimöbeln? Und das Blitzen von Rosaliens dunkeln Augen ist uns lieber denn aller Silberglanz?"

Indem die junge Frau durch ein freudiges Nicken ihrem Manne beipflichtete, wurde an die Stubenthüre geklopft.

„Herein!" rief Herr Dittrich — „wenn es kein Hiobsbote ist."

Dieser war es nicht, sondern Christoph, dessen verklärtes Antlitz nichts weniger denn eine Hiobspost verkündigte.

Nach der ersten Begrüßung wendete sich der kräftig aufgewachsene Bursche mit den Worten an seine Mutter: „Ich habe meinen Dienst bei Fiedlers aufgegeben und werde vor der Hand bei Euch bleiben, Mutter!"

„Wie so? Warum?" fragten Frau Kirbach und Herr Dittrich verwundert.

„Weil auf die Wagen, Pferde und alles Eigen-

thum von Fiedlers Beschlag gelegt worden ist —" versetzte Christoph mit unverhohlener Freude — „und beide Brüder hart und fest im Gefängnisse sitzen."

„Im Gefängnisse?" wiederholten die Anwesenden erstaunt. „Weshalb? habe ich richtig vermuthet?" drängte Herr Dittrich.

„Ja!" entgegnete Christoph. „Fiedlers haben damals das Gold gestohlen und niemand Anderes. Endlich ist's doch noch an den Tag gekommen und auch die ganze Geldsumme, bis auf etwa achthundert Thaler, wieder beisammen."

„Sprich, wie ist dies zugegangen?" fragten Alle einstimmig.

Christoph wurde verlegen, erröthete und langte mit der Hand in seine Tasche. Herrn Dittrich ein versiegeltes Schreiben überreichend, sprach er: „da drinn steht's geschrieben. Ich bat den Herrn Aktuar so lange, bis er sich flugs hinsetzte und die Geschichte für Sie aufschrieb."

Der Kaufmann erbrach den Brief und überlas schnellen Blickes dessen Inhalt.

„Es ist so, wie der wackere Christoph gesagt hat —" sprach er dann. „Frau Gevatterin Kirbach, Sie können stolz auf Ihren Christoph sein. Er ist's, der den frechen Diebstahl an's Licht gebracht hat."

„Er?" ertönte die gemeinsame Frage! „Wie ist dies möglich?"

„Ich hatte unsern Christoph gebeten —" erzählte Herr Dittrich — „bei den Brüdern Fiedler zu bleiben

und all' ihr Thun genau, aber im Geheim, zu beobachten, und mir über jede Wahrnehmung Nachricht zu ertheilen. Dies hat er unermüdet bisher gethan, doch nichts entdeckt, was die Fiedlers hätte verdächtigen können. Endlich hat er bei der letzten Fahrt nach Leipzig wahrgenommen, daß Leberecht Fiedler in Altenburg bei einem Goldschmiede gewesen ist, und durch geschicktes Ausfragen von dessen Lehrburschen erfahren, daß Fiedler eingeschmolzenes Gold verhandelt habe. Darauf hat er im Stillen die Obrigkeit in Altenburg von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt und diese durch schnelles, umsichtiges Verfahren den Vogel erwischt, überführt und glücklich zum Geständnisse gebracht. Aus Furcht vor der Entdeckung haben Fiedlers lange Zeit nichts von dem geraubten Golde auszugeben gewagt und nur in der letzten Zeit angefangen, dasselbe in geschmolzenem Zustande und in geringer Menge zu verwerthen. Daher ist es auch möglich geworden, fast die ganze Summe wieder zu bekommen. Wir bedürfen zwar des Goldes zu unserm Glücke nicht; allein um der Gerechtigkeit und meiner lieben Mutter willen ist es mir lieb, daß die Verbrecher ermittelt worden sind. Du aber, mein braver Christoph, hast mit vollem Rechte die ausgesetzte Belohnung verdient, die sich bis auf eintausend fünfhundert Thaler belaufen dürfte. Für die Hälfte dieser Summe kaufen wir, nach meinem Dafürhalten, ein Häuschen nebst Garten für deine Familie an! für die andere Hälfte erhandelst du dir, nach zwei bis drei Jahren, wo du in-

deß die nöthige Erfahrung und körperliche Stärke erlangt haben wirst, Pferde und Fahrzeuge, wodurch du in den Stand gesetzt wirst, dich und die Deinen ehrlich und hinlänglich zu ernähren. Meine Kundschaft sichere ich dir für diesen Fall im voraus zu."

„Dann aber hüte dich vor dem Schlafen während des Fahrens —" warnte die Consulin.

Diese wohlgemeinte Erinnerung an des Vaters gewaltsames Ende mäßigte einigermaßen den Ausbruch der Freude, welche Frau Kirbach und deren Sohn, so wie die Uebrigen über die vernommenen Worte Herrn Dittrichs empfanden. Doch ließ sich der Herr Thorschreiber dadurch nicht abhalten, als die ernste Stimmung wieder einer fröhlicheren Platz gemacht hatte, das bewußte Spielkästel herbeizuholen, solches heimlich aufzustellen und an der Feder zu drücken. Da erfreuten sich die überraschten Anwesenden der plötzlich anhebenden Musik, welche in gar entzückender Weise spielte:

„Freuet euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht."

Und sie freuten sich des Lebens, alle diejenigen nämlich, welche in dieser Erzählung richtig gewandelt hatten oder besser geworden waren. Die Uebelthäter dagegen empfingen ein jeglicher seinen Lohn, nachdem er denselben verdient hatte. Herr Pinkert, in Ketten geschlagen, karrt auf der Festung; die Gebrüder Fiedler spinnen im Zuchthause; ihre Mitwisserin Ulrike gleichfalls. Herr Dittrich hat doch noch seine Sachen, die der Wucherer in Beschlag genommen hatte, zurück erstanden. Die blinde

Consulin verjüngt sich in dem Glücke ihrer Kinder und wohlgerathenen Enkel. Absonderlich ist Rosalie ihr Liebling geworden. Christoph fährt bereits mit einem stattlichen Fuhrwerke über Berg und Thal. Um sich vor dem Schicksale seines Vaters möglichst zu bewahren, geht er neben den Pferden her, anstatt sich in der Schooßkelle fortziehen zu lassen. Auch trinkt er nur bei naßkaltem Wetter einen bittern Schnaps und dann blos einen. Seinem Vater hat er einen hübschen Leichenstein auf das Grab in Nürnberg setzen lassen, das übrigens Frau Kirbach mit ihren übrigen Kindern schon einmal besucht hat. Selbst der Grabhügel im Walde grünt noch und trägt hübsche Blumen. Für denselben sorgt Caroline Vollrath, die unser Christoph zu seiner einstigen Frau ersehen hat.

Der Thorschreiber ist ein Mitglied der Dittrichschen Familie geworden. Er raucht, reimt, wartet die kleine Rosalie und läßt zu deren Freude die Spieluhr fleißig erklingen. Oeftrer noch, als diese „freut euch des Lebens" spielt, singt Herr Dittrich und dessen glückliche Gattin:

„Was Gott thut, das ist wohl gethan."

Berlin, gedruckt bei F. Rietack.

